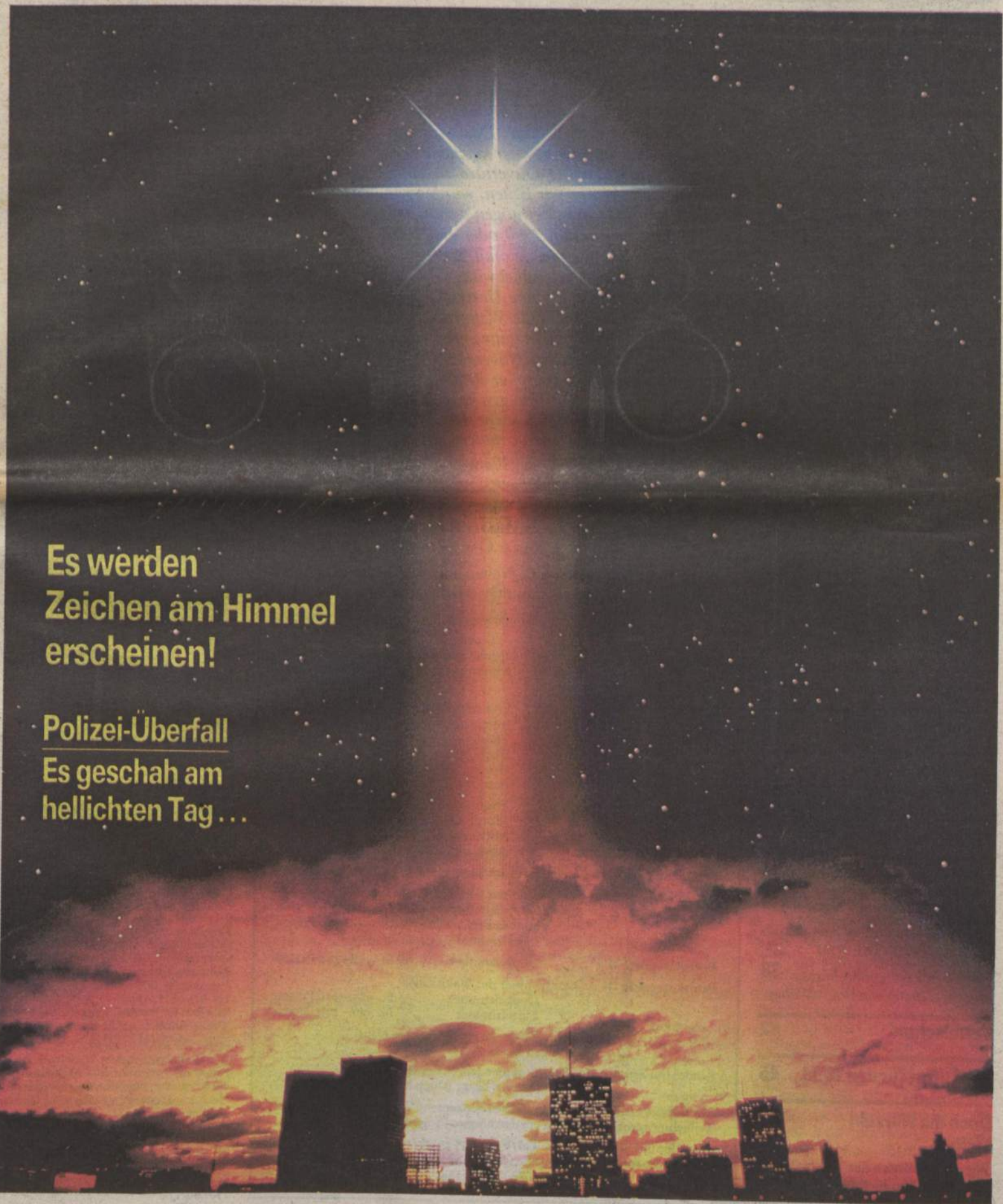


Journal

Sept./Okt./Nov. 1987 Nr. 2

Franz Weber

Auflage 500 000



Es werden
Zeichen am Himmel
erscheinen!

Polizei-Überfall
Es geschah am
hellichten Tag...

Inhalt

Der Überfall 3

Die Polizei nimmt Franz Weber fest.

Die Wahrheit ist ganz anders 9

Die Hintergründe über Franz Webers Arrestation.



Delphi sehen – und retten 12

Die Geschichte von Franz Webers zweitem Delphi-Sieg.

Ihre Meinung 17

Reaktionen unserer Leser

Glauben Sie an Ausserirdische? 19

Prominente antworten

Wer sind die, die da fliegen wie die Wolken? 20



Eine Reise in himmlische Sphären.

Zeichen am Himmel 24

Australiens Pferdemörder 34

– vom Internationalen Gerichtshof für Tierrechte verurteilt.

Eine grüne Prinzessin 36

Vegetarisch kochen mit Prinzessin Aga Khan.

Eine Handvoll brauner Erde 38

Eine Erzählung von Franz Weber

Vermischtes 42

Ein Aufruf für den Wald 45

Doch die Wurzeln bleiben... 47

Wie der Abbruch der Kirche von Villarepos Unglück übers Dorf brachte.

Liebe Leserin, lieber Leser

die Ratten der Londoner U-Bahn sind immun gegen Rattengift und ernähren sich vom Schmieröl der Schienen. Warum, fragte man uns, sollen wir Menschen dümmer als die Ratten sein? Natürlich! Machen wir's den Ratten nach. Gehen wir einfach ein paar Jahre lang mit unseren Kindern nicht ins Freie, wenn die Sonne scheint, bis sich unsere Lungen an die Ozon-Extremwerte gewöhnt haben. Ziehen wir ins Zelt, bis sämtliche mürben Berghänge zu Tal gedonnert sind. Beginnen wir, Schuttwüsten zu lieben statt Wälder. Das wird uns die Zukunft bedeutend einfacher machen.

Dieser Sommer war die Ouvertüre zu einer Wahnsinnsarie. Wären wir Briten, würden wir nun in Wettbüros unser Vermögen darauf setzen, ob die Alpen schon 1990 oder erst 1998 evakuiert werden müssen. Womit die Hälfte unseres Landes Notstandsgebiet wird.

Das ist alles kein Grund, eine Unterschrift zu wagen. Der Fondation Franz Weber und der Helvetia Nostra fehlen die Initiative «Rettet unsere Wälder», die Anfang November eingereicht werden muss, noch immer 40 000 Signaturen. Ist unsere Untergangssehnsucht so gross, dass wir nicht einmal mehr den Kugelschreiber aus der Tasche hervorholen, um dem Wald noch eine Chance zu geben?

Pardon, liebe Leserinnen, liebe Leser, dass wir Sie mit so harter Kost begrüßen. Doch eine rosa Brille macht tote Bäume nicht wieder lebendig.

Harte Kost erwartet Sie auch auf den ersten neun Seiten dieser Zeitung. Dabei hatten wir Ihnen das letzte Mal versprochen, nun weniger Franz Weber zu bringen. Doch die Waadtländer Justiz sorgte leider für Ereignisse, die wir nicht übergehen dürfen. Einmal mehr sieht die Wahrheit ganz anders aus, als sie durch den Blätterwald dröhnte.

Gut und Böse liegen oft dicht beieinander. In unserer Zeitung trennen sie nur zwei Leserbriefseiten. Denn so düster die Erde in ihrer Abenddämmerung auch scheint – es gibt Lichtblicke. «Wer sind die, die da fliegen wie die Wolken?» fragen wir in der Titelgeschichte dieser Nummer. Kommen Sie mit auf unsere Reise in den Himmel! Ich hoffe, dass Sie mit einer wunderbaren Hoffnung im Herzen zurückkommen. Mit einem stillen kleinen Licht, das Ihnen die Nacht niemals wieder ganz schwarz werden lässt.

Ihr Journal Franz Weber

P.S. Sieben von zehn Leserbriefen, die wir erhielten, waren positiv. Phantastisch! Greifen doch die meisten Menschen ansonsten nur zur Schreibmaschine, um einem Ärger Luft zu machen. Das positive Echo auf die erste Nummer des «Journal Franz Weber» hat uns tief gefreut und darin bestärkt, weiterhin nach dem zu fragen, was die Wahrheit ist. Um sie an unsere Leser weitergeben zu können. Ungeschminkt, aber auch unbesudelt.

Verpassen Sie auf keinen Fall das Giessbach-Saisonschlussfest!

vom 23. bis 25. Oktober 1987

Beginn: Freitag abend

Schluss: Sonntag nachmittag

Einige Hauptpunkte aus dem besonders schönen, reichhaltigen Programm (mit vielen Überraschungen!):

| | | |
|-----------------|--------------------------------------------------------------------------|--|
| Freitag: | 19.30 h Begrüssungsapéro im Foyer | |
| | 20.00 h Festliches Nachtessen mit Musik und Unterhaltung (dunkler Anzug) | |
| Samstag: | 8.00 bis 10.00 h Frühstücksbuffet | |
| | 12.30 h Mittagessen | |
| | Nachmittag Theater | |
| | 20.00 h Cocktail | |
| | 20.30 h Grosser Schlussball mit Gala-Buffer (festliche Kleidung) | |
| Sonntag: | 8.00 bis 10.00 h Frühstücksbuffet | |
| | Vormittag Morgenandacht und Kammerkonzert | |
| | 13.00 Mittagessen | |
| | Nachmittag Ausklang | |

Die Zimmer stehen unseren Gästen am Sonntag bis 17 Uhr zur Verfügung

| | | |
|---------------------------|-----------------------------------------|----------------------|
| Preiskategorie I | (Südzimmer mit Giessbach- und Seesicht) | |
| | Doppelzimmer | Fr. 360.– pro Person |
| | Suite (2 Pers.) | Fr. 400.– pro Person |
| | Einzelzimmer | Fr. 380.– |
| Preiskategorie II | Doppelzimmer | Fr. 320.– pro Person |
| Preiskategorie III | (Nordzimmer mit Waldsicht) | |
| | Doppelzimmer | Fr. 280.– pro Person |
| | Einzelzimmer | Fr. 360.– pro Person |

Ein Haus voller Kinder ist ein glückliches Haus!
Bringen Sie die Kinder mit!

Kinder (im Zimmer der Eltern) unter 6 Jahren gratis
von 6 bis 12 Jahren halbe Preise

Sämtliche Veranstaltungen sind in den genannten Preisen inbegriffen. Jeder Teilnehmer erhält rechtzeitig ein detailliertes Programm.

Wenn Sie uns direkt anrufen: **Tel. 036/51 35 35**
erfahren Sie sofort, ob in Ihrer Preiskategorie noch Zimmer erhältlich sind.

Grandhotel Giessbach, 3855 Brienz

Impressum

Auflage: 500 000 Exemplare. Erscheint viermal im Jahr

Herausgeber: Franz Weber für Fondation

Franz Weber und Helvetia Nostra

Chefredaktorin: Ursula Spielmann

Gestaltung: Peter Sturzenegger

Mitarbeiter dieser Nummer:

Eric J. Aldag, Gunther Deimann, C. Alfred Fraude, Thérèse Mauris, Rudolf Schaller, Judith Weber

Sekretariat: Ruth Bär

Titelphoto: Image Bank Zürich

Satz und Druck: Zollikofer AG, Fürstentlandstrasse 122, 9000 St. Gallen

Redaktionsadresse: Journal Franz Weber,

Case postale, 1820 Montreux

Tel. 021/64 24 24 und 64 37 37

Anschrift für Inserate: Journal Franz

Weber, Annoncen, Case postale, 1820 Montreux, Tel. 021/64 24 24 und 64 37 37.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von

Fotos oder Texten nur mit Genehmigung

der Redaktion. Für unverlangt eingesandte

Manuskripte oder Fotos kann keine Verant-

wortung übernommen werden.

Spendenkonto: Falls Sie die Zeitung oder

die Arbeit von Franz Weber mit einer Spen-

de unterstützen möchten, richten Sie diese

bitte an

Fondation Franz Weber, 1820 Montreux,

PK 18-6117-3

Als die Nazis die Kommunisten holten,
habe ich geschwiegen;
ich war ja kein Kommunist.

Als sie die Sozialdemokraten einsperrten,
habe ich geschwiegen;
ich war ja kein Sozialdemokrat.

Als sie die Katholiken holten,
habe ich nicht protestiert;
ich war ja kein Katholik.

Als sie mich holten,
gab es keinen mehr,
der protestieren konnte.

Martin Niemöller (Deutscher Theologe, von
1937–1945 in Nazi-Gefangenschaft)

Der Überfall

Wie die Waadtländer Polizei am 30. Juni 1987 Menschen- und Verfassungsrechte mit Füßen trat, indem sie gewaltsam in das Haus von Franz Weber einbrach. Ihn wie einen gemeingefährlichen Terroristen aus dem Haus schleifte, in eine Zelle warf und schliesslich vor den Untersuchungsrichter zwang. Eine Art Fotoroman mit Berichten der Betroffenen.

Die Angst kommt schon am Vorabend, und sie ist namenlos. Eine Lawine, die donnert am Berg, du stehst unten, weisst, sie wird dich begraben und kannst nicht mehr fliehen. Ich wälze mich im Bett. Der Schlaf ist nicht so götig, mich von der Angst zu erlösen. Mir ist, als ob die Familie Weber auf einem kleinen, verlorenen Eiland unendlich fern im Ozean sässe und von einer dunklen Strömung immer weiter weg getragen würde. Ich möchte anrufen, morgens um halb zwei, warnen, und weiss nicht wovon.

Von Ursula Spielmann

Am anderen Morgen um zwanzig nach Sieben weiss ich's. Franz Weber ruft an, und seine Stimme ist emotionslos wie die sprechende Uhr. «Hör mal, es sind Polizisten vor dem Haus, sie wollen mich holen. Um zehn vor Sieben haben sie schon Sturm geläutet, taten aber so, als wollten sie nur eine Information von mir. Geh vielleicht in die Nummer Elf (das Bürohaus), mache alles gut zu und ruf von dort wieder an.»

Es ist ein prachtvoller Sommermorgen, doch das Blau ist trügerisch. Wetter, bei dem Menschen sich verlieben, in die Ferien fahren, sonnenbaden. Niemand erwartete, dass an einem bilderbuchblauen Sommertag der Krieg aus-

bricht. Oder plötzlich eine Familie in einem paradiesisch grünen Quartier von Polizisten belagert, bedrängt und überfallen wird.

An einem ebenso strahlend gleissenden Sommertag, vorgestern erst, hatte Franz Weber im Verhältnis 3:1 die Abstimmung über seine Initiative «Sauer La Côte» verloren. Dass er nicht gewinnen würde, wusste er. «Du wirst sehen, jetzt, wo sie annehmen, mein Rückhalt beim Volk habe gelitten, werden sie kommen», hatte er am Nachmittag im Garten gesagt. So schlimm wird's nicht werden, dachte ich im stillen.

Ich zieh mich schnell an. Schuhe, in denen man auch rennen könnte. Kamera nicht vergessen. Tasche von Ballast befreien. Der Tag gehört nicht mehr dir. Er ist gestohlen, gekidnappt worden von Kräften, gegen die du machtlos bist.

Auf dem Weg ins Bürohaus sehe ich vor Franz Webers Villa zwei fremde Autos und zwei Männer mit Funkgeräten. Der lauschige Weg wirkt plötzlich militant. Gefühle von Hilflosigkeit. Dort drüben ist sie, die Familie, einen Steinwurf entfernt, das Haus, das mir schon vertraut ist – unerreichbar. Eine Familie auf einer Insel im Ozean, die immer weiter wegzu-driften droht.



An der Tür zum Bürohaus treffe ich auf Frau Krieger, eine Mitarbeiterin. «Kommen Sie mit?», frage ich sie hastig, denn ich möchte die Polizisten fragen gehen, was sie da tun, «die Polizei will Franz Weber festnehmen.» «Waaas???» Frau Krieger muss sich am Treppengeländer festhalten, hat einen Schock, muss sich erst einmal erholen.

Wir gehen durchs Quartier. Vorn, bei der Garage an der Hauptstrasse Montreux-Vevey, steht diskret versteckt ein Kastenwagen der Gendarmerie. Zwei Polizisten in Uniform machen sich mit Funkgeräten zu schaffen. Frau Krieger meint tatsächlich, vielleicht würden die nur den Verkehr kontrollieren. Sie arbeitet noch nicht lange genug bei uns, um zu wissen, dass Franz Weber zwar in der Schweiz und am pathetisch schönen Genfersee wohnt, gleichzeitig aber auch im Wilden Westen und umgeben von einem Eisernen Vorhang.

Sie stehen immer noch da, die beiden Männer vor Franz Webers Haus. Eine wohlangezogene, beamtenmässige Bedrohung. «Surveillance», «Überwachung», lügt der eine ungeschickt, als ich wissen will, was das Funkgerät in seiner Hand soll.

«Berufsgeheimnis», grinst er, unergründlich wie ein verrusstes Kamin, als ich insistiere.

Die Situation ist surreal. Da stehen zwei Polizisten, als ob sie die Bewohner des Hauses vor Einbrechern schützen wollten. Dabei suchen sich die Bewohner des Hauses vor eben diesen Polizisten zu schützen, die einbrechen wollen...

Ich weiss nicht mehr, ob es totenstill war, auf jeden Fall schien es mir so. Als ob die Gefahr, die in der Luft lag, alle Vögel zum Verstummen gebracht hätte.

Franz Weber weiss an diesem Morgen noch nicht, dass der oberste Untersuchungsrichter des Kantons Waadt gegen ihn einen Befehl zur Festnahme «wo auch immer» ausgestellt hat. Aber es ist ihm klar, dass die Polizisten zu seiner Verhaftung gekommen sind, und was er mit Sicherheit weiss: es ist alles illegal. Später erfahren wir, dass dieser Vorführungsbefehl vom 23. Juni datiert ist. Doch vor der Abstimmung über die Initiative «Sauer La Côte» (26. bis 28. Juni) hätte der geplante Polizei-Überfall Franz Weber ja Stimmen bringen können. Also hat die Justiz eine ganze Woche lang seine Niederlage abgewartet.

Zurück im Bürohaus rufe ich wieder in der «Festung» an. «Du kannst jetzt rüberkommen», sagt Franz Weber am Telefon, «es sind nun auch Leute vom Fernsehen da. Brauchst keine Angst zu haben. Dir machen sie nichts.»

Der Überfall in Bildern →



Zwei Polizisten in Uniform, und ein romantischer Quartierweg wirkt gewalttätig. Halb neun, die lauern-de Stille vor dem Sturm.



Der Ober-Klempner. Keiner macht sich so eifrig und gekonnt daran wie er, die Türen zu Franz Webers Haus aufzubrechen.



Veras rosarotes Mädchenvelo und daneben ein Herr im Staatsdienst, der bei hellichem Tag in eine Villa einzubrechen versucht.



Verbissen macht er sich an der Tür zu schaffen. Die ganze Zeit über hat er dieses kleine, schmutzige Lächeln auf dem Gesicht. «Gehen Sie fort!» ruft Franz Weber von drinnen. «Was Sie tun, ist ehrlos und gemein!»



Nun versucht ein Kollege sein Glück. Glücklos.



Einbruch einstweilen misslungen – was nun? Für den Herrn im karierten Hemd ist es offenbar ein ungebrochenes Vergnügen.



Gemeinsam sind wir stark. Die Tür zittert zwar, doch sie bleibt zu.



Was ein guter Polizist ist, gibt nicht so schnell auf. Vielleicht geht's auf der anderen Seite.



Die kleine Veranda im Garten. Ob man vielleicht durchs Wohnzimmerfenster das Haus stürmen könnte?



Vor dem Haus ist der Überfallwagen der Gendarmerie vors Gartentor gefahren, bereit zum Abtransport des Verbrechers. Man braucht ihn nur noch zu fangen. Die beiden Beamten in Uniform empfangen die Regieanweisungen per Funkgerät.



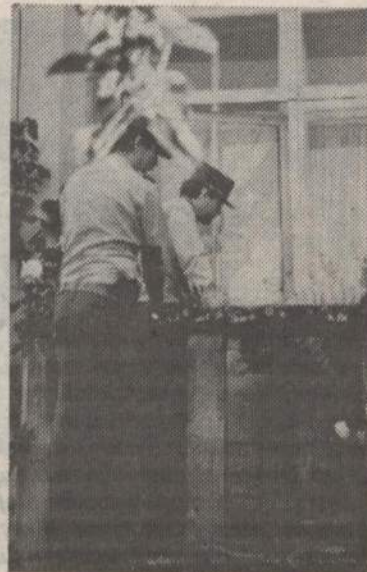
Der Briefträger steht etwas ratlos vor dem Briefkasten. Auf sein Klingeln hat niemand geöffnet. Der Garten ist voller Polizei. Soll er nun die eingeschriebene Post...?



Hinter dem Haus haben zwei Beamte den Balkon vor dem Wohnzimmerfenster erklommen. Die zierliche Glastür sieht nicht einbruchssicher aus. Zehn Minuten lang müht man sich nach Leibeskräften ab, doch sie hält stand. «Schämt Ihr Euch nicht?» hört man die Stimme Franz Webers.



Ganz schön spannend, nicht? Endlich gleicht der Alltag von Kleinstadtpolizisten dem Alltag aus «Miami Vice».



Der karierte Herr versucht die Tür per Stemmeisen zu knacken. Ein weiterer Uniformierter ist hochgeklattert, doch nicht für lange...



... denn soviel Gewalt ist das Sandsteingeländer nicht gewohnt. Es bricht. Steinquader und ein Polizist fallen ins Gras. Der andere Polizist lacht. Welches ist die schönste Freude?



Ein Beamter in der Haltung des Grosswildjägers, wenn er sich mit der erlegten Beute knipsen lässt.



Die über hundert Jahre alte Balustrade liegt zertrümmert im Blumenbeet.



Während dieser ganzen Zeit sitzt Kater Nikki in seiner Loge im Garten, unberührt und unbekümmert, doch offensichtlich interessiert.



Die Herren von der Polizei sind nicht mit leeren Händen gekommen; ihr Einbruchwerkzeug, Profi-Standard.



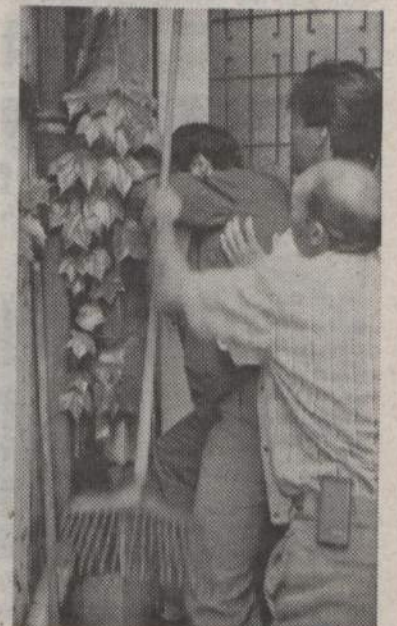
Vier Männer vor einer Tür, mit Fäusten, Muskeln und Stemmeisen...



...und zwei Kinderhände, die sich der Gewalt entgegenstemmen.



Ah - endlich tut sich etwas! Das Stemmeisen hat Wirkung gezeigt, die Verandatür gibt einen Spaltbreit nach.



Einer der Polizisten klemmt fix den Rechenstiel dazwischen...



... und der Einbruch ist gelungen. Tumult.



Und Ordnungshüter, die sich auf den Verbrecher stürzen. Zu fünf krallen sie sich an Franz Weber fest, einer für jeden Arm, einen für jedes Bein und einer, der den Kopf zurechtschraubt. Ein Bild, das Assoziationen zum Tierversuch weckt. Auch diese Beamten tun nur ihre Pflicht...



... indem sie einen unbescholtenen Bürger wie einen Terroristen aus seinem Haus hinauszerrren...



... und als sich der «Terrorist» wehrt, von neuem auf ihn stürzen...



... diesmal vier auf einen...



... und brutal über den Kiesweg im Garten...



... zum wartenden Überfallwagen schleppen. Die TV-Leute mit Kamera und Mikrofon dicht hinterdran.



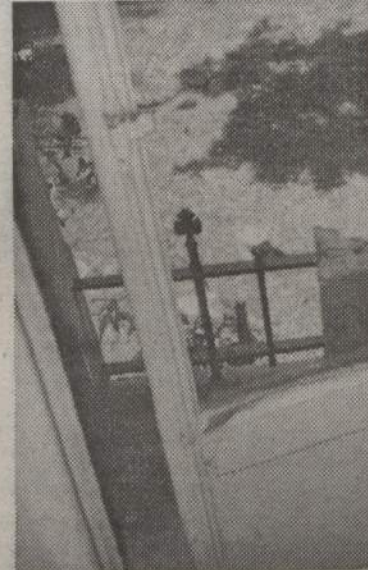
Bald ist's vollbracht...



... der Verbrecher im Käfig. Türe zu, und ab die rasende Fahrt. Was Franz Weber danach erlebte, lesen sie in seiner persönlichen Schilderung auf Seite 8.



Zurück bleiben an diesem so trügerisch sanften Sommermorgen eine zerbrochene Blumenvase im Eingang...



... heruntergerissene Vorhänge im Wohnzimmer und die zertrümmerte Steinbalustrade vor dem Stubenfenster.



Sowie Judith und Vera Weber in der bangen Ungewissheit, wo der Gatte bzw. Vater steckt, was mit ihm geschieht und wann er wohl wieder zurückkommen wird.

Eine Szenerie, die wohl kein Schweizer Regisseur sich getrauen würde, in Szene zu setzen, weil so was im Schweizer Alltag doch einfach nicht vorkommt. Allenfalls im Wilden Westen.

Doch im Wilden Westen gehen Männer mit geradem Rückgrat und der Pistole im Anschlag aufeinander zu. Wird vielleicht aus dem Hinterhalt, aber mit gleichen Waffen gekämpft. Gibt es Helden. Siegt das Gute. Die Ehre über die kleine, schmutzige Habgier.

Der staatlich autorisierte Überfall auf Franz Weber war ein unwürdiges Schmierstück dagegen. Man muss sich das vorstellen: Da stehen drei, vier TV- und Presseleute mit Kameras im romantischen Garten einer alten Villa. Im Haus drin drei Menschen, die durch die Bedrohung von aussen zur personifizierten Unschuld werden. Vater, Mutter, Kind. Und eine wachsende «Meute» von Staatsdienern, die sich wie ferngesteuerte, gefühllose Roboter in unheimlicher Gründlichkeit und Kälte daran machen, in dieses Haus einzubrechen. Das ist der Punkt, wo der Mensch gemeingefährlich wird: Wenn er sein Gewissen ausschaltet und nur noch gehorcht. Was hat die Welt darunter schon leiden müssen...

An einem schönen Sommertag...

Von Judith Weber

Das Haus ist voller rosafarbener Stille. Leise Vogelstimmen und Gartenhauch wehen durch die offenen Fenster herein. Oh, dieser wunderbare Sommermorgensfriede!

Aber war da nicht eben etwas Lautes, Störendes, ein schrilles Geräusch? Habe ich geträumt? Das Bett neben mir ist leer.

Ich bin plötzlich hellwach. Schau nach der Uhr. Zehn Minuten vor sieben.

Franz kommt die Treppe heraufgestiegen. Er ist noch im Pyjama. «Hör zu, es sind zwei Typen unten...»

«Haben die so Sturm geläutet?»

«Natürlich. Es sind offizielle Typen, verstehst Du. Sie sagen, sie müssten eine Auskunft haben.»

«Hast Du aufgemacht?»

«Nein.»

Ich versuche, trotz meinem auf einmal wie rasend klopfenden Herzen ganz ruhig zu sprechen:

«Dann meinst Du also, sie sind da, um... Dich zu holen?»

«Das muss ich eben herausfinden. Ich muss Schaller anrufen.»

Und wie immer stellt er sich sofort schützend vor den inneren Frieden seines Hauses, vor mein angstvolles, zitterndes Herz, meine ausbrechende Panik: «Es ist nichts. Du brauchst Dir keine Sorgen zu machen. Zieh Dich jetzt einfach an. Ich telefoniere unterdessen.»

Es ist nichts. Ich weiss, dass das nicht stimmt. Aber ich klammere mich daran. Die Worte sind wie ein Ring, der mich zusammenhält, während ich mich sammle, mich vorbereite, mich hart mache gegen alles, was nun kommen wird.

Zwanzig vor acht. Es ist sehr warm. Von irgendwo her höre ich Franz telefonieren. Eine tückische Stille lagert ums Haus. Jetzt kommt Franz kurz herunter.

«Sind sie noch da?»

«Vor der Haustüre sind sie nicht mehr. Vielleicht sind sie weg.»

Doch hinter der Hecke vor den Esszimmerfenstern blitzt es metallisch auf. Sonnenstrahlen reflektieren sich auf schwankenden Antennen. Verschwommene Gestalten mit Sprechgeräten bewegen sich vorsichtig im Gebüsch. Es sind nicht mehr nur zwei.

«Franz, aber nun sag mir doch...»

«Also höre: Ich bin vorgeladen worden, Du weisst es ja. Acht Mal. Immer in der gleichen, blödsinnigen Sache. Immer wegen diesen völlig erfundenen, hundertprozentig missbräuchlichen Klagen dieses H. Z. und dieses A. D. Und der EOS. Und ich bin auch gegangen, zweimal. Aber es war wie in Polen oder Chile. Alles zum voraus abgekartet. Ich mochte vorbringen, was ich wollte, alle Beweise auf den Tisch legen – der Untersuchungsrichter stellte mich hohnlächelnd unter Anklage. Denke doch: ich hatte es gewagt, mich gegen meine Verleumder zu verteidigen. Gegen alle weiteren Vorladungen haben wir ordnungsgemäss rekuriert. Und schliesslich sind wir ans Bundesgericht gegangen, wo der Fall jetzt behandelt werden muss. Trotzdem sind sie jetzt hier, wie die Gestapo...»

Die Haustüre erdröhnt plötzlich von Schlägen. Männerstimmen brüllen.

Entsetzen fährt mir ins Herz wie ein eisiger Strahl. «Franz! Wäre es nicht doch besser...!»

Aber sein Gesicht ist ganz unbewegt, ganz friedlich. «Judith, was hier geschieht, ist reine Willkür, ist absolut illegal. Man darf sich der Willkür und der Illegalität nicht beugen, sonst bricht alles zusammen. Sie sollen mir das Haus einrennen, wenn sie wollen, sie sollen mich mit Gewalt fortschleppen. Aber wenn sie soweit gehen, dann will ich, dass alle Welt es weiss. Das Fernsehen habe ich avisiert. Und Du gehst jetzt hinauf und rufst die Radiostationen an und so viele

Zeitungen wie möglich.»

Und dann sitze ich oben am Schreibtisch von Franz und drehe mit einem Gefühl des Versagens und Versinkens eine Nummer nach der andern, während unter mir die Schläge und das Poltern und Brüllen immer lauter werden.

«Ja, es ist wahr!», rufe ich gerade einem ungläubigen Redaktor durch den Apparat zu, «sie schlagen uns das Haus ein, hören Sie doch nur den Lärm!», als sich von rückwärts eine leichte, warme Gestalt über mich lehnt. Mein Gott, es ist Vera, unser Kind, unser kleines Mädchen. Oh, könnte doch eine Wolke sie holen und von hier wegtragen! Doch ich sehe in blitzende Augen, in ein von Wissbegier brennendes Gesicht. «Was ist los, Mami? Was sind das für Leute draussen? Und warum ist das Fernsehen da?»

«Weil die Polizei Papi holen will, Liebes, und weil das Fernsehen das filmen will.» «Aber Papi hat doch gar nichts getan!» «Eben darum ist das Fernsehen da. Aber Du bleibst jetzt ganz ruhig hier oben und wartest ab. Vielleicht geschieht gar nichts und wir sitzen um halb neun beim Frühstück.»

Ich habe keine Zeit mehr, Veras Protest anzuhören, denn Franz ruft unten laut nach mir. Wir rennen die Treppe hinab und mitten hinein in einen Gangsterfilm. Der Sturm auf das Haus hat begonnen. Wir sind von allen Seiten umzingelt. Die Fenster verdunkeln sich. Fuchtelnde, drohende Gestalten mit verzerrten Gesichtern drängen sich an den Scheiben, drücken und schlagen dagegen. «Hilf mir, sie kommen!», höre ich Franz' vor Anstrengung ersticke Stimme aus dem Wohnzimmer.

Eine Übermacht von vier Zyklopen, die die Fassade erklettert haben, ist daran, die Balkontüre zu sprengen. Die äusseren Flügel sind bereits eingedrückt. Mit der Kraft der Verzweiflung stemmen wir uns gegen die innere Tür. Vera presst mit Feuereifer ihre kleine Schulter an den Fensterrahmen. An ihr ist nichts von Weinen und Zittern und Zagen. Nur einmal holt sie erschrocken Atem: «Oh, Papi! Unser Kater Nikki ist draussen im Garten! Wenn sie nun Nikki als Geisel nehmen?» Wie hinter einem Schleier sehe ich die bestürzten Gesichter der Zuschauer draussen, die zertrampelte Rabatte, die zerfetzten Rosen. Und ich spüre durch die Scheiben hindurch die körperliche Nähe, die heisse, hämische, hasserfüllte Ausstrahlung der Polizeiroboter.

«Es ist aus», denke ich, «wir können die Türe nicht länger halten...» Da bricht das Balkongeländer zusammen. Ein Kopf, zwei Köpfe verschwinden urplötzlich, liegen vermutlich unten im Gras, der Druck auf das Wohnzimmer

lässt nach, doch schon lärmt es auf der Gartenterrasse. Eine ganze Meute stützt sich jetzt auf die hintere Eingangstüre, mit Stangen und Brecheisen und Schraubenschlüsseln. Wieder dringt von ganz nahe das Schnaufen und Ächzen an mein Ohr, die abgerissenen Worte, das dumpfe Poltern, das Kratzen und Schaben und Splittern, das grinsende Gelächter.

Und während ich noch einmal alle Kraft zusammennehme und aus Leibeskräften stemme, mich stemme gegen den Feind, gegen die Willkür, die Gewalt, gegen das unfassbar Schreckliche, lässt mich der Eindruck nie ganz los, dass ich ein Zuschauer bin. Ich weiss ganz sicher, dass dies alles nicht wahr sein kann. Dass es nicht geschieht. Oder ganz woanders geschieht. – Und ich weiss auch, dass es nur noch eine Frage von Sekunden ist. Die schwere Türe zum Garten beginnt zu wanken. Der obere Riegel ist gesprengt. Das Schloss wird aus dem Rahmen gerissen. Der untere Riegel kracht. Eine Spalte öffnet sich, eine Stange fährt dazwischen... Es ist vollbracht.

Eine wilde Horde bricht ins Haus. Getrampel, Getöse, Tumult, Schlagen und zerren und Schleifen. So muss ein Gangsterfilm eben sein. Ich bin ja bloss Zuschauer. Das ist nicht Franz, den sie dort bändigen und zu fünft hinausschleppen, das ist der Verbrecher im Film, der Terrorist, der tolle Hund, der es verdient hat. Doch nur eine Sekunde dauert der Dämmerzustand, ich komme zu mir, das ist ja die Wirklichkeit, meine eigene, ensetzliche Wirklichkeit. Sie haben Franz! Ich will mich dazwischen werfen – lasst los! – ihr seid ja wahnsinnig! – ihr könnt das doch nicht machen! – das ist ja illegal, illegal, illegal! Da fahren grobe Hände in meine Haare, reissen mir den Kopf zurück. Heisse, klebrige Finger in meinem Gesicht. Ein Gewicht springt mir auf den Rücken, drückt mich zu Boden.

Ich höre jemanden schreien.

Ich merke nur langsam, dass ich es selbst bin. Dass ich schreie aus Ohnmacht, aus Empörung, aus Ekel. Aus Grauen vor den unbeweglichen, befriedigten Gesichtern der Polizistenhorde. Aus Verzweiflung, dass Franz fort ist.

Vera steht hochatmend an der offenen Haustür. Wie eine Tigerin hat sie sich einem Polizisten entgegengeworfen. Hat geschlagen, gebissen, gekratzt. «Jetzt hör aber auf, du!», hat er sie angeschrien. «Ich höre nicht auf! Ich fange erst an!» schrie sie zurück. Nie, nie hätte ich selber mit zwölf Jahren...

In aller Unwirklichkeit, in allem Entsetzen dieser Stunde ist dies wie ein Licht, das irgendwo im Verborgenen still brennt: Vera ist stark. Sie ist kein Püppchen. Sie ist unsere Verbündete.



So wird unser Rechtsstaat unterminiert

Von Franz Weber

Nehmen wir an, eine Ihnen feindlich gesinnte Gruppe verleumdet Sie öffentlich, und die Verleumdung ist derart perfid und schwerwiegend, dass Sie Ihre Existenz, Ihr Geschäft, Ihr Amt, Ihr Lebenswerk, Ihre Familie bedroht sehen. Wenn Sie nicht untergehen wollen, müssen Sie sich zur Wehr setzen. Sie tun es, indem Sie das Gericht anrufen und indem Sie zugleich öffentlich beweisen, dass alles, was die Verleumder gegen Sie vorbringen, nicht wahr ist, dass es Verleumdung ist.

Nun kommen Ihre Verleumder und reichen gegen Sie Klage ein – wegen Ehrverletzung und Verleumdung. Und der Untersuchungsrichter lässt Sie vortraben, wirft Ihnen Ehrverletzung und Verleumdung vor und stellt Sie unter Anklage. Dann schickt er Ihnen wieder eine Vorladung, weil Ihre Verleumder ihre Klage auf noch andere Punkte Ihrer Verteidigung «erweitert» haben, und Sie gehen wieder hin und werden zu Ihrer Verblüffung «erweitert» unter Anklage gestellt.

Währenddessen wird Ihre berechnete Klage nicht mehr behandelt. Sie durchschauen natürlich das Manöver. Um nicht wegen Verleumdung verurteilt zu werden, haben Ihre Verleumder Sie der Verleumdung angeklagt.

Der Untersuchungsrichter hat eindeutig die Pflicht, Ihre eigene Klage abzuschliessen, bevor er in der gleichen Sache gegen Sie ermittelt. Nicht so Ihr Untersuchungsrichter. Er schickt Ihnen weitere Vorladungen, von denen jede die andere an Rechtsmissbräuchlichkeit übertrifft. Die Lügen und Absurditäten, die man gegen Sie vorbringt, sind derart offenkundig, dass der Untersuchungsrichter ihnen von Amtes wegen kein Gehör schenken darf. Was können Sie jetzt noch tun?

Sie können gegen die missbräuchlichen Vorladungen Rekurs einreichen und einen neutralen Richter verlangen. Was Sie auch tun. Doch Ihr Rekurs wird von niemand anderem behandelt als von Ihrem Untersuchungsrichter, der ihn natürlich abweist und Ihnen prompt eine neue Vorladung schickt. Sie machen einen neuen Rekurs, der

abermals abgewiesen wird. Nun reichen Sie beim Kantonsgericht gegen Ihren Untersuchungsrichter Beschwerde wegen Befangenheit ein. Zwei Monate später weist die Anklagekammer des Kantonsgerichts Ihre Beschwerde gegen den Untersuchungsrichter ab. Nun haben Sie wenigstens die Möglichkeit, die Bundesrichter in Ihrer Sache anzurufen. Dazu bleibt Ihnen eine Frist von 30 Tagen.

Sie informieren den Untersuchungsrichter, dass Sie fristgemäss von Ihrer Beschwerdemöglichkeit beim Bundesgericht Gebrauch machen und aufschiebende Wirkung gegen die Vorladungen verlangen. Der Untersuchungsrichter, ohne auf diese Benachrichtigung zu reagieren, setzt sich selbstherrlich über das Bundesgericht hinweg, schickt Ihnen die Sicherheitspolizei ins Haus und lässt Sie verhaften.

Das ist es, und noch viel Schlimmeres, was mir selbst widerfahren ist (siehe: «Die Wahrheit ist ganz anders»). Stellen Sie sich vor, ich heisse nicht Franz Weber sondern Jean-François Leuba (waadtländer Staatsrat, lib.) oder Hubert Reymond (waadtländer Ständerat, lib.). Glauben Sie nicht, dass dann meine Verleumder nicht schon längst schwer gebüsst, wenn nicht gar verhaftet worden wären? Doch ich heisse weder Leuba noch Reymond, noch bin ich Präsident der Westschweizer Elektrizitätsgesellschaft EOS noch Geschäftsführer eines Plutoniumwerks. Ich heisse Franz We-

ber, bin Umwelt- und Tierschützer, und als solcher habe ich mich nach dem Willen unserer «Obrigkeit» der Willkür einer obskuren Clique zu fügen. Und weil ich mich gegen diese Willkür mit aller Kraft auflehne – denn das Schicksal der Erde und die Zukunft unserer Kinder ist mir wichtiger als beispielsweise die monströsen Profite der Energiewirtschaft –, kam es zum 30. Juni 1987. Weil ich auf meinem Recht bestand, vor dem Gesetz gleich behandelt zu werden wie unsere Waffenhändler, unsere Partebonzen, in einem Wort, gleich wie jeder unbescholtene Staatsbürger, hat man mich wie einen gemeingefährlichen Terroristen verhaftet und wie ein Stück Schlachtvieh zu den Überfallwagen der Geheimen Waadtländer Staatspolizei geschleppt, dort zu Boden geworfen, mir die Arme fast ausgedreht und mich mit letzter Brutalität – die Feiglinge, die zu Dritt auf mir knieten von Clarens bis Vevey, können es bezeugen – auf ein am Boden vorstehendes Rad gedrückt. «Jetzt haben wir Dich, wo wir Dich haben wollten,» grinste einer der Muskelmänner, als ich in Vevey in eine Zelle eingesperrt wurde.

In wessen Auftrag geschah dieser Rechtsmissbrauch, diese Verhöhnung der Grundsätze unseres Rechtsstaates? Sie geschah im Auftrag der geheimen Machthaber, die Tag für Tag unser aller Grab etwas tiefer schaufeln. Helfen Sie mit, ihnen die Totengräberschaufeln aus den Händen zu reissen.

Ein Stück Heimat ist in Gefahr!



Retten wir unser letztes Hochmoor!
6. Dezember – Rothenthurm-Initiative

JA

Helvetia Nostra

Nach dem Überfall kam die kalte Dusche. «Le Show Weber» titelte eine grosse Westschweizer Tageszeitung. Häme grinste bei vielen Kommentaren zwischen den Zeilen hervor. Franz Weber ist halt einfach ein Selbstdarsteller, ein Showmensch, der zwanghaft immer Skandale produzieren muss. Sieht sich gern als Märtyrerfigur und meint, er habe mehr Rechte als der Normalbürger.

Dass sich kaum jemand über die gesellschaftspolitische Tragweite dieser Aktion Rechenschaft gab, deutet auf eine nicht zufällige Nahblindheit hin. Sich mit Franz Weber, dem grossen Gegenspieler mächtiger Wirtschaftsverbände auf Zeitungspapier zu solidarisieren, ist für die inseratenabhängige Presse offenbar nicht opportun.

Unverzeihlicher ist schon die in der Presse anscheinend weit verbreitete blinde Obrigkeitgläubigkeit. Wenn der zuständige Untersuchungsrichter erzählt, Franz Weber habe auf neun Vorladungsbefehle nicht reagiert, weshalb die Justiz ihn halt habe holen müssen – dann wird das einfach willig gedruckt. Dabei hat der Herr Untersuchungsrichter leider nicht die ungeschminkte Wahrheit gesagt. Franz Weber hat nämlich reagiert, jedesmal. Wie, soll dieser Artikel zeigen.

Die Vorgehensweise der Waadtländer Polizei war willkürlich, illegal und verfassungswidrig. Weshalb, soll dieser Artikel begründen.

«Alle Schweizer sind vor dem Gesetze gleich. Es gibt in der Schweiz keine Untertanenverhältnisse, keine Vorrechte des Ortes, der Geburt, der Familien oder Personen.» Soweit Artikel 4 der Bundesverfassung. Sie glauben daran? Dann stellen Sie sich diese Frage nach dem Lesen dieses Artikels wieder. (Und lesen Sie auch den Kasten «Die Ehre des einen, die Ehre des anderen».)

Wäre Artikel 4 der Bundesversammlung nicht nur mehr verdorrte Buchstabenwirklichkeit, dann müsste Franz Webers Unschuld längst durch aufsehenerregende Urteile landesweit bewiesen worden sein. Doch in Wirklichkeit werden Urteile, bei denen er Kläger ist, endlos hinausgezögert und sind die Gerichte gerne bereit, die haltlosesten Klagen entgegenzunehmen und absurdesten Untersuchungen gegen ihn durchzuführen.

Doch der Reihe nach, wie es zu diesem Überfall am 30. Juni gekommen ist.

Hintermänner und Hampelmänner

Die Anfänge unserer Geschichte reichen in den Januar 1986 zu-



Justitia sieht nichts, hört nichts, sagt nichts. Es gibt sie ja auch nur in Stein gemeisselt.

«Selber schuld», dachten manche, die die Bilder von Franz Webers gewaltsamer Abführung sahen. «Auch ein Weber muss gerichtlichen Vorladungen Folge leisten.» Sicher. Bloss sind sie den unwahren Aussagen eines Richters aufgesessen. Denn...

... die Wahrheit ist ganz anders

rück. Da erscheint – wir haben schon in der ersten Nummer darauf hingewiesen – die «Weltwoche» mit ihrer Verleumdungskampagne gegen Franz Weber. («Wo ist das Geld, Franz Weber?»). Drahtzieher vermutlich gewisse Kreise der Hochfinanz und mächtige Wirtschaftsverbände, deren Bilanzen Weber schon zu sehr belastet hat. Mittel zum Zweck sind die «Weltwoche» und der «Trumpf Buur». Die vorgeschickten Akteure sind drei Männer, allesamt eingeschworene Feinde des Umweltschützers: (Um ihnen nicht noch mehr Publizität zu verschaffen, nennen wir nur ihre Initialen)

- H. Z., einstmaliger Lieferant der Fondation Franz Weber und frustriert darüber, dass Weber die Geschäftsbeziehungen Anfang 1983 aufgelöst hatte. Autor eines in der «Trumpf-Buur»-Zyttig 1984 veröffentlichten Leserbriefs, worin Franz und Judith Weber als Betrüger hingestellt werden.
- A. D., ein Waadtländer, der es Franz Weber nie verziehen hat, dass die Rebhänge östlich von Lausanne wegen Webers Initiative «Sauer Lavaux» zur Schutzzone erklärt wurden. Gründer des Vereins «Rettet uns vor Franz Weber». Am 19. September 1986 wurde er von der Anklagekammer Genf der Urkundenfälschung, der üblen Nachrede und der Kreditschädigung gegen Weber angeschuldigt.
- E. B., ehemals Chefredaktor des «Trumpf Buur», mehrfach der üblen Nachrede gegen Franz Weber angeklagt.

Jahrelang hatte Weber die Verleumdungen von H. Z. und A. D. ignoriert. Die Verleumdungen schienen ihm einfach zu lächerlich und die Verleumder selbst zu unglaubwürdig. Zeit und Geld waren ihm zu kostbar, als sie für nicht unbedingt notwendige Gerichtsverfahren zu verschwenden.

Mit der «Weltwoche» änderte sich dies. Auf einmal wurden die Lügen durch die damals noch intakte Seriosität des Wochenblatts salonfähig. Damit gefährlich. Und überdies via die restlichen Medien breit unters Volk gestreut.

Die Erzfeinde Franz Webers reicherten diese Desinformation an zwei Pressekonferenzen mit neuerlichen Verdächtigungen und Verleumdungen an. Und der «Trumpf Buur» machte sogar in einer millionenschweren Inseratekampagne in Deutschschweizer und welschen Zeitungen (Gesamtauflage 2,5 Millionen) für die «Weltwoche»-Lügen Reklame.

Die Desinformationskampagne drohte erfolgreich zu enden. Das Vertrauen in Franz Weber schwand – auch bei jenen Leuten,

die ihn jahrelang unterstützt hatten.

Was tun? Am liebsten die Hintermänner, jene, die die Rufmordkampagne finanzierten, zur Rechenschaft ziehen. Doch wie? Wo sie sich doch hinter anonymen Gesellschaften verstecken, über Separatkontis finanzieren und ihre Befehle über geheime Codes ausgeben?

Pech, dass unser Strafgesetzbuch auch den Rufmord unter die Antragsdelikte gliedert. Das bedeutet, dass der Verleumdete das Verfahren in Gang setzen muss und auch die Beweise zu erbringen hat. Vor Jahren hatte Professor Peter Noll gefordert, dass Rufmord als Officialdelikt von Staates wegen zu verfolgen sei. Tatsächlich – es kann doch nicht «Recht» sein, dass ein gemeinnütziges Werk wie das Franz Webers nicht von Amtes wegen vor Rufmordkampagnen à la «Trumpf Buur» und «Weltwoche» geschützt wird.

Erst gewinnt Franz Weber...

Zuerst sah alles nach eitel Gerechtigkeit aus. Franz Weber klagte gegen seine Verleumder – und buchte einige (Teil-)Siege in Genf und Zürich.

- So wurde der «Trumpf-Buur»-Chefredaktor E. B. am 11. September 1985 wegen des Abdrucks des verleumderischen Leserbriefs von H. Z. zu einer hohen Busse und zur Bezahlung der Gerichts- und Anwaltskosten verurteilt. Am 10. April 1986 bestätigte das Zürcher Obergericht, dass dieser Leserbrief Franz Webers Ehre verletze, hob das Urteil aber zur Durchführung des Entlastungsbeweisverfahrens auf.
- Die Strafklage Franz Webers wegen Rufmord gegen zwei «Weltwoche»-Redaktoren, gegen H. Z. und A. D. vom 25. Februar 1986 wurde durch Verfügung des Bezirksgerichtes Zürich im März 1986 zugelassen.
- Das Bezirksgericht Zürich verbot mit Beschluss vom 22. September 1986 der «Weltwoche» unter Androhung von Busse oder Haft die wörtliche oder sinngemässe, mündliche oder schriftliche Wiederholung von 16 persönlichkeitsverletzenden Falschbehauptungen, welche in der Artikelserie in der «Weltwoche» publiziert worden waren.
- Ebenfalls unter Androhung von Haft oder Busse wurde die «Weltwoche» mit Verfügung vom 5. November 1986 zum Abdruck auf eigene Kosten der Gegendarstellung (eine ganze Seite) von Franz Weber verurteilt.

● Am 19. September 1986 entschied die Genfer Anklagekammer die offizielle Anschuldigung («inculpation») von A. D. und einem Genfer Anwalt wegen Urkundenfälschung, übler Nachrede und Kreditschädigung gegen Franz Weber.

In den Monaten November und Dezember 1986, gleich anschliessend an die Siegesserie, werden in den «Trumpf-Buur»- und «Weltwoche»-Prozessen Parteien und Zeugen einvernommen. Die Aussagen fallen für Webers Gegner verheerend aus.

Beispiel H. Z.: Er gerät ins Stottern, als der Untersuchungsrichter ihn auf die Wahrheitspflicht hinweist und auf die Folgen, die falsche Zeugenaussagen haben können – nämlich Zuchthaus bis zu fünf Jahren. H. Z., der seit Jahren an Pressekonferenzen und in Leserbriefen Franz Weber des Betrugs bezichtigt, H. Z., der Hauptinformant der «Weltwoche» war, krest plötzlich zurück.

Frage des Richters: «Haben Sie... jene Behauptung aufgestellt, Franz Weber oder Frau Judith Weber hätten Spendengelder nicht ihrer Organisation, sondern ihrem Privatvermögen einverleibt?» Antwort des Zeugen H. Z.: «Ich kann mich nicht mehr genau erinnern. Von der Sache her würde ich eher sagen, dass ich so etwas eher nicht gesagt habe. Ich glaube kaum, dass Frau Judith Weber und Herr Weber jemals Spendengelder in ihr privates Vermögen einverleibt haben.» (Abschrift des Gerichtsprotokolls.)

... doch dann ändern seine Gegner ihre Taktik...

Nun fühlen sich die Gegner Franz Webers in der Klemme. Wenige Monate später, am 6. April 1987, reicht Franz Webers Anwalt in fünf Strafverfahren die definitiven Anklagen ein. Damit wäre die Sache an sich spruchreif – die Untersuchung abgeschlossen. Könnten die Richter die Straftäter verurteilen.

Doch es geschieht nichts.

Schliesslich heisst der Ankläger nicht Theo Müller und auch nicht Profit AG. Sondern Franz Weber, Dorn im Fleische des Establishments. Zum Establishment gehören auch die Gerichte.

Das ist natürlich für den Anwalt der «Weltwoche», Mit-Präsident der Autopartei, sehr beruhigend zu wissen. Auch für den Anwalt des «Trumpf Buur» ist dies sehr angenehm zu wissen, ist er doch Mitglied des Zürcher Anwaltsbüros Pestalozzi und Gmür, eines der renommiertesten, international tätigen Wirtschaftsrechtsbüros.

In den Zürcher Verfahren heisst die Strategie nun: Hinauszögern.



Photo: asl

«Wenn wir über Franz Weber alles sagen würden, was wir wissen, würde ihm das Lachen vergehen.» Für diese Bemerkung musste sich Untersuchungsrichter Roland Châtelain bei Franz Weber offiziell entschuldigen. Nun liess er den Umweltschützer unter Gewaltanwendung aus seinem Haus holen.

Es ja nicht zu einer Urteilsfällung kommen lassen. Der «Trumpf-Buur»-Anwalt verlangt so zum Beispiel absurde Fristverlängerungen, etwa, um abzuklären, ob sein Klient das Bezirksgericht oder das Geschworenengericht für seine Verurteilung bevorzugt...

Oder indem man eine absolut aussichtslose Nichtigkeitsbeschwerde gegen einen Beweisauflegebeschluss in Sachen Franz Weber gegen «Trumpf Buur» einreicht. Das kostet zwar Geld, doch spielt dies keine Rolle, und es hilft zur Verzögerung. Man weiss schliesslich, was man tut. Hatte doch der «Trumpf-Buur»-Anwalt vor Gericht damit geprahlt, Ehrverletzungsklagen könnte jede Partei derart hinauszögern, dass sie verjähren...

Will jemand seine Ehre retten, muss er sich sputen. Vier Jahre später ist das Delikt nämlich bereits verjährt, obwohl die Ehre ein ganzes Leben lang zerstört sein kann.

Allerdings: Die Verfahrensführung, die Regie gewissermassen, ist immer noch Sache des Gerichts. Es hat genügend rechtliche Mittel, um ein faires und zügiges Verfahren zu gewährleisten. Und es wäre wirklich bedenklich für unser Gerichtswesen, wenn die Verleumder Franz Webers durch ihre Verzögerungstaktik der im Strafgesetzbuch vorgesehenen Bestrafung erfolgreich entgehen könnten.

Ein ungutes Gefühl lässt der Umstand aufkommen, dass die Hauptverhandlungen in den fünf spruchreifen Prozessen in Zürich noch nicht vor dem Sommer durchgeführt wurden.

Seltsam auch, dass der Richter, welcher sämtliche Zürcher Prozes-

se in Sachen Franz Weber gegen «Trumpf Buur» und «Weltwoche» führte, plötzlich ausgewechselt wurde. Während zwei, drei Monaten kümmerte sich ein Ersatzrichter um diese Fälle. Und nun wurde der verleumdete Franz Weber selbst in grotesker Weise verurteilt (siehe Kasten Seite 41), während die Gerichtsverhandlungen in den übrigen Fällen noch nicht einmal angesetzt wurden.

Natürlich legte Franz Weber gegen das Urteil Berufung ein, doch genügt das nicht. In einer Aufsichtsbeschwerde gegen die 1. Abteilung des Bezirksgerichtes Zürich rügt Franz Weber die unerklärliche Verschleppung der Prozesse. Die Zeit wird in der Tat knapp: Im Prozess gegen den «Trumpf-Buur»-Redaktor E. B. sind nun schon drei Jahre zerronnen. Wird bis Juni 1988 kein definitives Urteil gefällt, ist die Verjährung erfolgreich erreicht worden.

Bleibt nur zu hoffen, dass die Herren Politiker, welchen die Richter ihre Wahl und Beförderung verdanken, sich nicht einmischen.

... und nehmen Kurs auf Lausanne

Also: In Zürich verzögert man. Und gleichzeitig nimmt man Kurs auf Lausanne. H. Z., A. D. und E. B. wissen sehr gut, dass sie in der Waadtländer Kantonshauptstadt ohne Mühe Richter finden, die schon seit Jahren gegen Franz Weber eingekommen sind. Plus eine Prozessordnung, die der richterlichen Willkür freien Lauf lässt (Zeugeneinvernahme ohne Parteien/Untersuchungsverhandlungen ohne Beisein der Anwälte). Und ein feudalistisches Verhältnis zwischen Bürger und Staat: Der Bürger macht nicht Rechte geltend, sondern erbittet sich die Gunst des Richters.

Die Gegner Franz Webers haben sich nicht geirrt: Sie werden mit offenen Armen empfangen. Endlich haben sie bereitwillige Richter und Beamte, die Franz Weber ihre Macht demonstrieren wollen – bis hin zum Einbruch in sein Haus und zur gewaltsam polizeilichen Abführung vom 30. Juni 1987.

Kurz nachdem A. D. und H. Z. von den Rufmordklagen gegen sie in Zürich erfahren hatten, setzten sie die Waadtländer Justiz in Marsch. Die mittelalterliche Strafprozessordnung des Kantons Waadt verbietet zwar den Parteien, über Strafverfahren Auskünfte zu erteilen. Nachdem aber der kantonale Untersuchungsrichter der Presse gegenüber nach dem Polizeiüberfall vom 30. Juni 1987 unwahre Aussagen über diese

Verfahren gemacht hat, ist es nur legitim, wenn wir diese vorrechtsstaatliche Norm missachten, um dem Leser mit harten Facts zu beweisen, was wirklich geschah.

Der Kanton Waadt packt zu

Franz Weber wehrte sich gegen die verleumderischen Vorwürfe der «Weltwoche», indem er den damals rund 300000 Gönnern und Mitgliedern der Fondation Franz Weber und der Helvetia Nostra ein Zirkularschreiben sandte. Ende Februar widerlegte er so Punkt für Punkt deren Anschuldigungen und deckte auf, wie befangen und unzuverlässig die Informanten der «Weltwoche» waren.

Als erster trat nun H. Z. auf den Plan. Bei 15 Kantonsregierungen versuchte er, Franz Weber wegen Verletzung der «Kollektierverordnung» anzuzeigen – für etwas, was Franz Weber schon längere Zeit in völligem Einklang mit dem Buchstaben des Gesetzes tat. Und wozu, Ironie der Geschichte, Geschäftsmann H. Z. ihm anfänglich noch das «Know-how» geliefert hatte. H. Z. schreibt: «Ich bin überzeugt, dass Weber für die vorliegende Sammlung keine Bewilligung eingeholt hat. Demzufolge klage ich Franz Weber... des Verstosses gegen die Kollektierverordnung Ihres Kantons an: Weber sammelt nicht für einen gemeinnützigen Zweck, sondern für sich selber», tippte H. Z. fünfzehnmal am 19. März 1986.

Resultat: Zehn Kantone reagierten auf die Phantasterei überhaupt nicht. Die Missbräuchlichkeit der Anzeige war offensichtlich. Aarau, Basel, Freiburg und das Tessin schickten höfliche Briefe an Franz Weber, die dieser sogleich beantwortete. Festhielt, dass es sich ja – wie dies aus dem Text des Briefes hervorging – um Sammelbriefe an Mitglieder und Gönner handle.

Kurz darauf die Antwort der Kantone: fast eine Art Entschuldigung. Die Anzeigen wurden samt und sonders abgewiesen.

Mit einer Ausnahme: dem Kanton Waadt. Hier wurde zugepackt. Schliesslich geht es nicht um einen Bettelbrief des Roten Kreuzes, sondern eben um den verhassten Umweltschützer.

Die Odyssee der Akte beginnt. Das Justizdepartement mobilisiert die Préfecture von Vevey, die Gendarmerie von Montreux, diese schickt die Akten wieder zur Préfecture und dann weiter zum Staatsanwalt. Der wiederum übermittelt das Dossier dem Juge informateur von Vevey. Wie die Sache dann auf einmal beim kantonalen Untersuchungsrichter an der Rue Valentin 34 in Lausanne

landet, lässt sich aus den Akten nicht ersehen.

Im Normalfall hätte der Untersuchungsrichter ohne Zögern die Anhandnahme dieser Anzeige von H. Z. verweigern müssen. Denn Artikel 176 der Waadtländer Strafprozessordnung sieht vor: «Der Richter kann vor jeder Untersuchungshandlung die Anhandnahme einer Klage oder Anzeige verweigern.»

Dieses «Kann» im Gesetz ist eigentlich ein «Muss» mit beschränkter Haftung. In einem Rechtsstaat beinhaltet das «Können», «Dürfen» von Behörden eben nicht einen Freipass zum Handeln nach Lust und Laune. Es handelt sich dabei um einen Ermessensspielraum innerhalb der übergeordneten Grundsätze unseres Rechtsstaates, als da sind Rechtsgleichheit, Willkürverbot und Verhältnismässigkeit. Ein «Können» wird so zum «Müssen», weshalb man in der Rechtsliteratur auch von einer Kannvorschrift spricht.

Auf unseren Fall bezogen heisst dies: Der Entscheid des Richters, die Anzeige von H. Z. anzunehmen oder nicht, muss auf objektiv begründeten Umständen beruhen. Nicht die gute oder schlechte Laune des Richters darf ausschlaggebend sein oder eben der Umstand, dass es sich um Franz Weber handelt. Ist die Anzeige des H. Z.



Er sah nichts, hörte nichts, sagte nichts: Der Waadtländer Justizminister Jean-François Leuba, langjähriger Widersacher Franz Webers, will von der Polizeiaktion gegen Weber erst durch die Zeitung erfahren haben.

rechtsmissbräuchlich und schikanös, darf ihr der Richter keine Folge leisten. Ist die Anzeige aufgrund der Akten und der allgemeinen Lebenserfahrung haltlos, muss deren Anhandnahme verweigert werden.

Als der Untersuchungsrichter am 10. April 1986 die Akten be-

treffend der Anzeige von H. Z. erhielt, wusste er:

1. Der Anzeiger ist mit Franz Weber verfeindet. Mit Sicherheit ist es sein einziges Ziel, Franz Weber damit zu schikanieren. Dafür spricht auch klar der Text der Anzeige, wo H. Z. mehrere weitere Klagen gegen Franz Weber ankündigt. Wo er ferner behauptet, Franz Weber sammle nicht für einen gemeinnützigen Zweck. Überdies wurde H. Z. in dem der Anzeige beigelegten Zirkularschreiben Franz Webers als «Verleumder» entlarvt.

2. Nach einem kurzen Blick in Gesetz und Praxis über Sammlungen hätte der Untersuchungsrichter feststellen können, dass nur öffentliche, nicht aber Sammlungen bei Gönnern und Mitgliedern von Vereinen und Stiftungen bewilligungspflichtig sind. Auch dem Richter war zweifellos bekannt, dass Franz Weber schon seit Jahren Gönner und Mitglieder der Helvetia Nostra und der Fondation Franz Weber um finanzielle Unterstützung für seine Umwelt- und Naturschutzaktionen anging. Ohne Sonderbewilligung natürlich, wie alle übrigen Parteien, Verbände und Vereine auch.

3. Der Anzeiger hatte nicht behauptet, Franz Weber hätte das Zirkularschreiben öffentlich vertrieben, das heisst, an Adressen ausserhalb des Kreises der Gönner und Mitglieder seiner Organisationen. Also lag gar keine strafbare Tat vor. Franz Weber hatte dies in seinem Brief an die Gendarmerie von Montreux auch noch bestätigt.

Die Ehre des einen, die Ehre des andern

Die Ehre von Gottlieb Duttweiler

Gottlieb Duttweiler hatte vor Jahrzehnten Ehrverletzungsklage wegen des folgenden Inhalts eines Zeitungsartikels eingereicht:

«Nehmen Sie es nicht übel, wenn man sich bei all den Widersprüchen und Ihrer krankhaft anmutenden Neigung zu stetiger Konfusion und haltloser Verdächtigung hin und wieder fragt, ob Sie nicht besser den Arzt konsultieren sollten, statt hemmungslos Zeitungsartikel zu schreiben.»

Das Bundesgericht meinte, dieses Inserat verletze Duttweiler nicht in seiner Ehre, «weil ein Nervenkranker für seinen Zustand nicht verantwortlich sei und durch seine Krankheit gerade auch an der Einsicht gehindert sein könne, dass er ärztlichen Beistand benötige.»

Die Ehre der Linken

Schubarth, Schweizerisches Strafgesetzbuch, Besonderer Teil, 3. Band, ad. Art. 173, Ziffer 137:

«Allerdings nimmt es das Bundesgericht mit der Wahrheit nicht so genau, wenn einem «Linken» etwas Falsches angehängt wird (vgl. BGE 105 II 161 ff.; 107 II 1 ff.). Es legt bei falschen Behauptungen über «Linke» einen wesentlich grosszügigeren Massstab an, als wenn einem Architekten fälschlich ein Spekulationsgewinn unterstellt wird (BGE 103 II 161 ff.). Dieser Rückfall in die Klassenjustiz macht deutlich, dass linke Kläger, die ohnehin nicht über die gleichen Mittel verfügen wie Spekulanten, mit einem erheblichen Prozessrisiko rechnen müssen.»

Die Ehre Franz Webers (der weder «links» noch «rechts» ist)

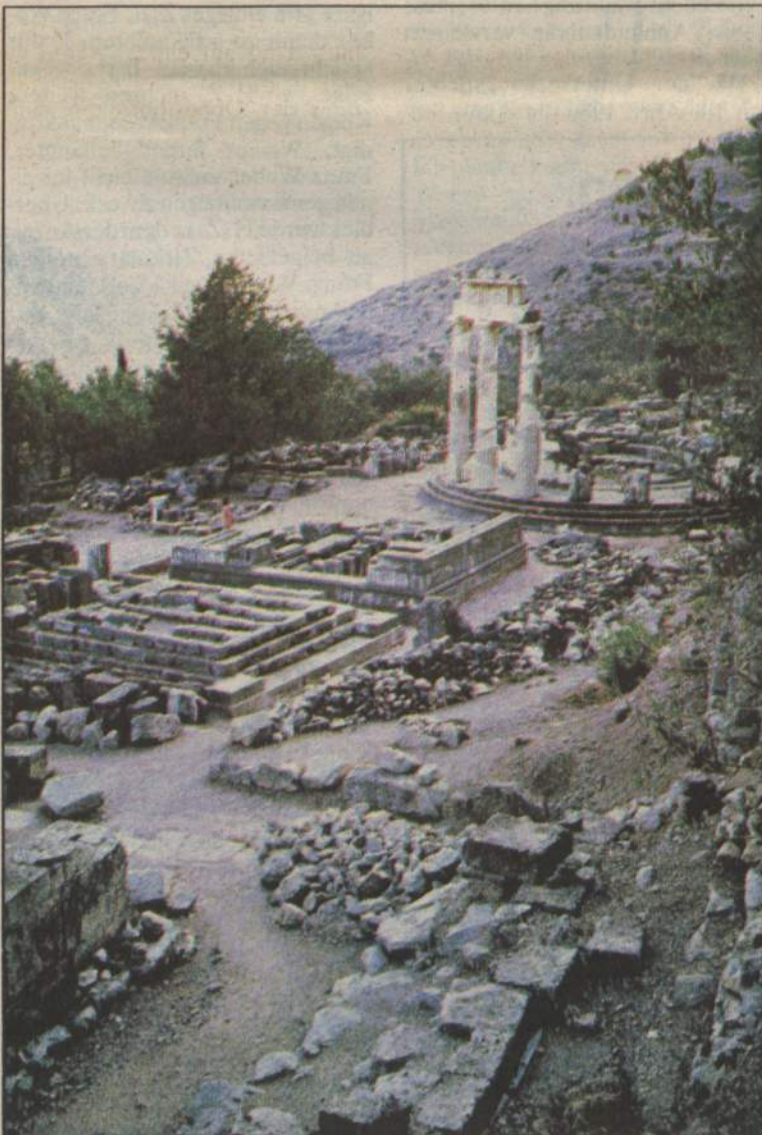
Ob Franz Webers Ehre von den Gerichten geschützt werden wird, steht noch nicht fest. Doch das Gesetz muss durchsetzbar sein, sonst haben die Gerichte ihre Legitimität verloren.



«In Delphi findet der Mensch seine Wurzeln» – Franz Weber vor dem Apollo-Tempel.

Delphi sehen – und retten

Seinen «schönsten Sieg» nannte Franz Weber die Verhinderung einer Aluminiumfabrik vor den Toren Delphis 1979. Der Juni 1987 bescherte ihm diesen «schönsten Sieg» in Zweitausgabe: Nochmals konnte er den antiken «Nabel der Welt» vor der zerstörerischen Industrialisierung bewahren. In letzter Minute und gegen den Widerstand seiner einstigen Verbündeten. Doch auch das zweite Mal mit der Hilfe von Apollo, dem stolzen Hüter der Heiligen Stätte.



Der Tholos der Göttin Athena. Bis heute blieb sein eigentlicher Zweck geheimnisumwittert.

Die Erlösung kommt um Mitternacht. Am Telefon eine aufgeregte Stimme. «Nous sommes forts!» Wir sind stark – der Archäologische Rat Griechenlands hat gegen die geplante Aluminiumfabrik sein Veto eingelegt!

Wie bitte? Ein geschenkter Sieg, drei Tage vor der geplanten Grosskundgebung in Delphi?

Wir leben doch nicht in einer Zeit der Märchen. Weber zwingt sich zu Skepsis, lässt sich vom Freudentaumel seines delphischen Verbündeten Aveyris Kanatas nicht mitreissen. «Wenn ich sage! Sie haben es heute in der Spätausgabe der griechischen Tagesschau gemeldet!» insistiert Kanatas. Und wenn es nur eine bewusst ausgestreute Falschmeldung ist, um Franz Weber zu veranlassen, die geplante Demonstration abzu-

sagen? «Ich werde erst etwas unternehmen, wenn ich sicher bin, dass es sich nicht um eine Falle handelt.»

Am nächsten Morgen, dem 10. Juni 1987, lädt die Griechische Anlagebank zur Pressekonferenz. Thema: Beginn der Bauarbeiten zum russisch-griechischen Aluminiumhüttenprojekt bei Delphi. Die Banker haben Grund, gutgelaunt zu sein: Am Montag, 15. Juni, nur einen Tag nach der geplanten internationalen Kundgebung, soll mit dem Aushub begonnen werden.

Zur gleichen Zeit indes fällt im griechischen Regierungsgebäude das Bauprojekt wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Die Doppelgleisigkeit der Ereignisse lässt darauf schliessen, dass da ein Entscheid in letzter Minute und in fie-



Das frühere Delphi lag genau auf der Ausgrabungsstätte, die die Franzosen 1892 entdeckten. Das neue Delphi blickt nun aufs Meer hinab.



Zwei Millionen Olivenbäume, die sich zu Füßen Delphis ins Korinthische Meer ergießen... Durch diesen heiligen Olivenhain pilgerten die alten Griechen zum Orakel von Delphi.

berhafter Eile getroffen wurde. Weshalb ist der Archäologische Zentralrat erst buchstäblich um eins vor zwölf zu seinem «nein» gekommen? Währendem die Investoren sich bereits vor der Presse als Sieger des Kampfes um Delphi ausgaben?

Für die hastige Kehrtwendung von einem Kurs, auf dem man über ein Jahr lang abgewiegt hatte, die Fabrik stelle für Delphi keinerlei Gefahr dar, gibt es eigentlich nur eine logische Erklärung: Melina Mercouri und mit ihr die griechische Regierung kapitulierte vor den anschwellenden internationalen Protesten, die Franz Weber im Verlaufe dieses Frühlings mobilisiert hatte und die in der Kundgebung vom 13./14. Juni gipfeln sollten.

Zur Manifestation vom 13./14. Juni hatte Franz Weber rund 40 der wichtigsten westeuropäischen Medienleute aus Presse, Funk und Fernsehen nach Delphi eingeladen. Dazu namhafte westeuropäische Kulturschaffende, Schriftsteller, Musiker und Schauspieler. In Griechenland selbst wurden auf diesen Sonntag 10000 Demonstranten in Delphi erwartet sowie Universitätsprofessoren, Ökologen, Vertreter der bildenden Künste, Schauspieler und Musiker aus

dem ganzen Land. Hätten die glühenden Reden der Geladenen und die anschließende internationale Pressekampagne nicht gereicht, das Aluminiumprojekt aus der Welt zu schaffen, so hätte dies zur Folge gehabt, dass Franz Weber weltweit zum touristischen Boykott Griechenlands aufgerufen und die Erben der ältesten Kultur Europas als ihres Erbes unwürdig angeprangert hätte. Als ein Volk, dem man die Verwaltung seiner Kulturschätze von weltweiter Bedeutung nicht länger überlassen dürfe. Die Hoffnung auf die Rückgabe des Parthenon-Frieses aus dem Britischen Museum hätte Athen vermutlich definitiv begraben können. Schmach und Schande für die mehr stolzen als engagierten Abkömmlinge des alten Hellas!

Schon 1978, als Franz Weber seinen ersten Delphi-Feldzug bestritt, hatte man sich in Regierungskreisen im Nationalstolz verletzt gefühlt. Dass da ein Ausländer kam und einen die Verantwortlichen für die eigenen kulturellen Erbstücke lehren wollte. «Ist Franz Weber etwa mehr Grieche als ich?» hatte Melina Mercouri im Frühjahr 1987 in Lausanne gestichelt, auf Delphi angesprochen. Schon als der Umweltschützer an

Pfingsten 1986 nach einem Alarmruf durch Europaratsmitglieder mit Pressevertretern nach Delphi gereist war, hatte die Kulturministerin seine Aktion als «kleine melodramatische Sache» abgetan, die nicht nur nicht erwünscht, sondern obendrein unnötig sei. Man möge ruhig darauf vertrauen, dass niemand Griechenland so sehr liebe wie die Griechen selbst und deshalb Delphi schon nichts passieren werde.

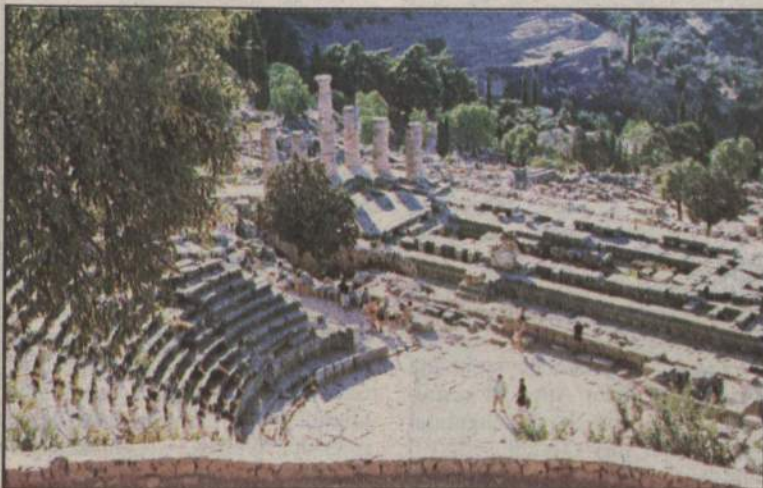
Aus der einstigen Verbündeten Melina Mercouri war auf einmal eine Gegnerin geworden. Bei Webers erster Rettungskampagne für Delphi, wo es darum ging, ein griechisch-amerikanisches Aluminiumhütten-Projekt unmittelbar neben Delphis Hafen Itéa zu verhindern, hatte die «Pasionaria» Griechenlands den Schweizer noch mit Lobesworten bedacht. Damals gehörte sie der Opposition an, und da kämpft es sich offenbar leichter für Ideale, als wenn man selbst in der Regierung sitzt. Heute jedoch ist die PASOK (Panhellistische Sozialistische Bewegung), Melina Mercouris eigene Partei, am Ruder und sie selbst die oberste Hüterin griechischen Kulturguts.

Eines der Wahlversprechen der Sozialisten hatte gelaundet, Ar-

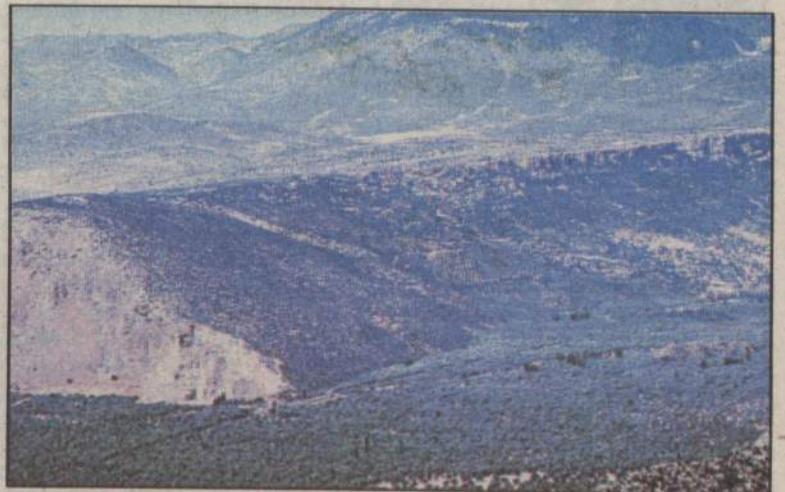
beitsplätze zu schaffen. Die Region Delphi ist wirtschaftlich Brachland, die Abwanderung enorm, und man kann sie nur stoppen, indem man Arbeitsplätze schafft. Da die Gegend überreich an Bauxitvorkommen ist, bietet sie sich zur Aluminiumproduktion geradezu an – wenn da nicht das grösste Altertum der Antike läge: Der Apollontempel von Delphi.

In der Exekutive ersticken meist Pragmatismus und der Zwang, für den Bürger spürbare Erfolge vorzuweisen, den Idealismus. Und auf einmal waren die hehren Grundsätze, die man während der Oppositionsjahre lautstark vertreten hatte, unter den Teppich gekehrt. Damals hatte man im Chor mit Franz Weber und der internationalen Meinung ein amerikanisches Aluminiumprojekt bei Delphi verteuftelt, nun empfing man die Russen mit offenen Armen für eine mindestens so monströse Bedrohung der antiken Stätte.

Eigentlich hätte diese für die Sowjets grösste Auslandsinvestition Papandreuos Politik der östlichen Annäherung dem griechischen Volk schmackhaft machen sollen. Nun drohte sie für die Regierung zum Bumerang zu werden: Im Juni 1987, vor dem Del-



Dem Apollo-Tempel angegliedert das antike Theater, gehauen aus dem Stein des Berges Parnass.



Blick von Delphi auf die Hochebene, wo das Monster-Aluminiumprojekt hätte gebaut werden sollen.

phi-Entscheid, stand die PASOK-Regierung nämlich auf äusserst wackeligen Füßen. Massenstreiks seit eineinhalb Jahren deuteten auf eine weitverbreitete Unzufriedenheit des griechischen Volkes mit seiner Regierung hin. Die im April 1987 erfolgte Verstaatlichung des Kirchenschatzes führte ebenfalls zu Protestaktionen, und eine Reihe von Korruptionsaffären im öffentlichen Sektor (teils in der Staatsmaschinerie, teils in vom Staat kontrollierten Unternehmen) hatten das Ansehen und die Verankerung der Regierung Papandreou stark geschwächt. Anfang Juni forderte die Opposition denn auch den Rücktritt der PASOK-Regierung und Neuwahlen. Da hätte ein landesweiter Unmut über die Delphi-Politik gerade genügen können, um die Regierung zu stürzen. Und da die gesamte griechische Presse zur geplanten Delphi-Kundgebung anreisen wollte, zeichnete sich das drohende Unheil überdeutlich am Horizont ab.

Das Projekt hing allerdings nicht allein von Griechenland, sondern auch von der Sowjetunion ab. Im Dezember 1986 schickte Franz Weber an den sowjetischen Generalsekretär Michail Gorbatschow deshalb ein Telegramm, in welchem er ihn «im Namen der zivilisierten und kulti-

vierten Welt» bat, «von diesem Projekt abzusehen. Der Bauxitabbau und die Aluminiumproduktion können auch anderswo vorgenommen werden.»

Dennoch schien im Februar 1987 alles noch ausweglos. Da geisterte die Hiobsbotschaft durch die Presse, dass die Verhandlungen zwischen Griechenland und der UdSSR vertragsbereit abgeschlossen seien, die Pläne zum Bau perfekt. Die Griechen hatten alles sorgfältig und von langer Hand vorbereitet. Vor Jahren schon erlaubte sich das Umweltministerium, auf einmal die Schutzzone um Delphi herum neu zu definieren. Das nur elf Kilometer Luftlinie entfernte Dorf Aghia Efthimia wurde auf einmal aus der Schutzzone ausgeschlossen. Bezeichnend, denn bald darauf tauchte just für jenes Gebiet der Plan für die Aluminium-Fabrik auf... gegen die juristisch nun nichts mehr unternommen werden konnte.

Nach vierjährigen Verhandlungen hatten die Sowjets nun den Auftrag erhalten, ein Werk mit einer Kapazität von 600 000 bis 1,2 Millionen Tonnen Tonerde für 690 Millionen Dollar zu bauen. Die Russen gingen sogar auf die griechische Bedingung ein, die Produktion auf die Dauer von zehn Jahren abzunehmen. Was



Fast wäre Delphi ein zweites Eleusis geworden: Der Ort, 15 Kilometer vor Athen, ist ein Opfer des Industrie-Molochs. Einst stolzer Lichtort mit Tempel und Olivenhain, heute Griechenlands Ruhrgebiet.

machte es da schon, dass die Sowjetunion nicht in Devisen, sondern mit Erdgas zahlen wollte, die griechischen Häuser aber nirgendwo auf Erdgas eingerichtet sind? 200 000 Tonnen sollte Bulgarien übernehmen. Im November 1986 teilte Sofia mit, man wolle ebenfalls nicht in Devisen, sondern mit Naturalien bezahlen.

Die Griechen sahen sich vor Finanzierungsprobleme gestellt, sandten Bittsteller nach Moskau. (Man merke: Soviel Aufwand für lediglich 700 Arbeitsplätze, von denen jeder an Anfangsinvestitionen allein schon eine Million Dollar kosten sollte...) Eine Zeitlang sah es ganz so aus, als würde das Projekt nun von selbst kippen. Doch die Russen erklärten sich bereit, die bulgarische Tranche nun auch noch zu übernehmen.

«Die «Umweltverschmutzung», die das geplante Werk verursachen wird, ist nicht grösser als der Schmutz, den ein paar Autobusse aus dem Auspuff lassen», beschwichtigte man von der Regierung herab. Ignoranz oder Zwecklüge? Allein das jährlich verbrauchte Heizöl (12 Millionen Tonnen) hätte so viel Schwefeldioxid wie eine ganze Grossstadt in die Luft über Delphi ausgestossen... sowie riesige Mengen Fluor, Stickoxide, Russ und weitere Giftstoffe, die durch Abbau, Verarbeitung und Transport von Millionen Tonnen Bauxit entstanden wären. Der heilige Olivenhain zu Füßen Delphis wäre unter diesem Gifthauch zu siechendem Sterben verurteilt worden.

Die stolzen Steine des Altertums, die zweitausend Jahre überdauert haben, wären innert einer Handvoll Jahre zu Gips zersetzt

Delphi, Apollo und das Orakel



Am siebten Tage wurde Apollon geboren, als Sohn der Leto und des Gottvaters Zeus. Die Erde lacht, als Apollon ans Licht tritt, die Göttinnen jauchzen, die Insel erstrahlt in goldenem Glanze.

Drei Grundzüge kennzeichnen Apollon, nach Zeus den erhabenssten, hoheitsvollsten griechischen Gott: Er ist allwissend und der Gott der Wahrheit. «Alles, was unbestimmt bleibt, was dem Zweifel unterworfen ist und der Entscheidung ausweicht, liegt nicht auf seinem Wege», zeichnet ihn der Schriftsteller Friedrich

Georg Jünger. In seinem Wesen ist nichts Vermittelndes, er ist kein Gott der Übergänge und Zugeständnisse, sondern macht sich schroff und unerbittlich geltend. Seine Kraft äussert sich überall, wo das Leben im Licht geführt wird, wo der Mensch zum Bewusstsein des Schönen erwacht (Jünger).

Sodann ist Apollon als Herr der Reinigungsrituale der Gott der Reinheit. Als solcher hasst er jede Art von Befleckung und fordert, dass Mensch wie Ding zur höchsten Identität mit sich selbst gebracht werden – was im griechischen Sinne die Reinheit bedeutet. Das «Erkenne dich selbst» ist zum berühmten Leitspruch des Delphischen Orakels geworden.

Und Apollon, zum dritten, ist als Herr der Leier und Führer der Musen der Gott der Musik, deren beglückender Zauber aus der inneren Geordnetheit, dem Mass, fliesst. «Das Mass ist das Wichtigste», lautet der zweite berühmte, Apollon zugeschriebene Wahrheitssatz.

Der Sage nach beginnt Apollon als Beschirmer der Schiffer. Als Delphin geleitet er sie über die

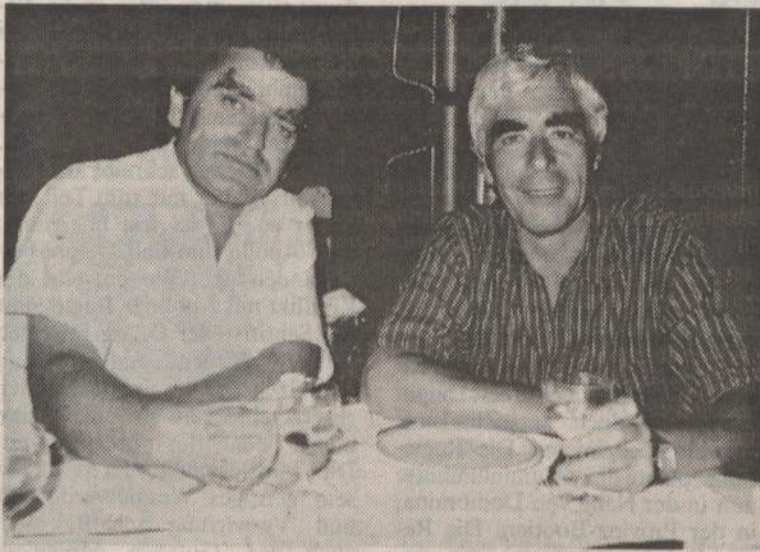
See und zieht den Auswanderern voran, um ihnen neue Wohnsitze zu weisen. Man ruft ihn deshalb als «Delphinios» an, und mit diesem Beinamen steht der Name seiner berühmtesten Kultstätte in Zusammenhang: Delphi.

Apollon besitzt auch die Kunst der Weissagung, und er kann sie auf Menschen übertragen. Orakelstätten, an denen Apollons Priester seine Sprüche kundeten, gab es ziemlich viele. Alle aber überstrahlte das Orakel von Delphi.

Vor ihm hatte die Stätte der Erdgöttin Gaia gehört, die dort Orakel spendete. Mit seinem Bogen tötet Apollo die Schlange Python, die das Erdheiligtum bewachte. Fortan heisst er der «Pythische Gott»; und seine Priesterin, die die Orakel verkündet, ist die Pythia. Auf einem Dreifuss sitzend, wird sie durch das Kauen von Lorbeerblättern – der Lorbeer ist dem Apollo heilig – in einen Trancezustand versetzt. In dieser halben Bewusstlosigkeit stösst sie Laute oder Worte hervor, die der neben ihr stehende Priester zu einer Antwort gestaltet, die meist in Versen abgefasst ist. Wobei das Orakel sehr oft vieldeutig ist und erst durch die Natur jenes, der es empfängt, zu Glück oder Unglück führt.

Während 700 Jahren, von 800 bis ca. 100 vor Christus, dienten die Vestaljungfrauen, die ein Keuschheits- und Reinheitsgelübde ablegen mussten, als Sprachrohr der Götter Apollo und Athene. Millionen Pilger zogen durch den heiligen Olivenhain aufwärts zu den ehrfurchtgebietenden Tempelanlagen. Das Orakel galt als göttlicher, unfehlbarer Ratgeber für die unsicheren, fehlbaren Menschen. In seiner Endzeit wurde jedoch Jungfrauen erlaubt, als Orakel zu dienen, die noch schwere karmische Belastungen abzutragen hatten. Sie hielten der Prüfung nicht stand und wurden käufliche Instrumente in Händen sinistrierter Kräfte. Die immer noch vertrauensvollen Menschen wurden nun auf einmal von falschen Propheten geleitet. Die Götter zogen sich zurück. «Delphi schlummert, und wo tönet das grosse Geschick?», fragte Friedrich Hölderlin.

Vielleicht hat ihm Apollo bei diesem Satz zugelächelt, aus seinem sagenhaften Land Hyperborea, aus dem er nach sagenhaftem Glauben kam. Einem Land jenseits der Welten, wo glückselige Menschen frei von Krankheit oder Alter, von Krieg, Sorgen und Mühen ewig leben.



Franz Webers Verbündete in Delphi: Links Panos Kaltsis (43) ungekrönter (Hotel-)König des Ortes, rechts Avyeris Kanatas (52), einer der bekanntesten Maler Griechenlands und Campingplatz-Besitzer.

worden, wie dies bereits das traurige Schicksal des Marmors der Akropolis ist.

Wo sich erst einmal ein Industrie-Geschwür hat einnisten können, bildet es schnell Metastasen. Wird zum alles überwuchernden Landschaftskrebs. Um die Aluminiumhütte herum wären hässliche Baracken erbaut worden, die endlos hin- und wegfahrenden Laster hätten nach einer grösseren, schnelleren Strasse verlangt, die verbesserte Infrastruktur und die steigende Kaufkraft neue Industrien angelockt. Und bald einmal wäre Delphi dem gleichen Schicksal erlegen wie Eleusis, das innert fünfzig Jahren nur vom grossartigen antiken Lichtort mit Olivenhain und stolzer Tempelstätte zum Mahnmal eines Industrie-Alptrahms verkommen ist. Die buchstäblich gebrochen daniederliegenden Säulen und Kapitelle sind umzingelt von Zementfabriken, Ölraffinerien, unablässig Rauch speienden Industriekaminen und einer hässlichen Schuhschachtelbeton-Architektur, die alles Schöne, Höhere dem dumpfen Zweck geopfert hat.

Eleusis ist um die Mittagszeit eine erbarmungslos ausgebrannte, nervöse Stadt mit hysterisch umherrennenden Hunden, hupenden Autofahrern, einem trostlosen Gewirr von rechteckig abgezielten Strassen und verloren im Zementdschungel umherirrenden, müde wirkenden Menschen. Eleusis ist die Stadt mit den meisten verschmutzungsbedingten Erkrankungen in ganz Griechenland – die Ambulanz, die wieder mit einem plötzlich Zusammengebrochenen ins Spital rast, nichts Aussergewöhnliches.

Aus dem Bus, der italienische Touristen zum Tempel von Eleusis bringt, steigen nur vier, fünf Personen aus, die andern gehen lieber eine Cola trinken. Kein Wunder: Die Heiligkeit des Ortes

ist vergewaltigt worden, die Kraft der Stätte aufgezehrt, die Steine nur noch Trümmer.

Delphi ist einer der stärksten Kraftpunkte der Erde – wie die Grossen Pyramiden, der Fuji Yama in Japan, der Mount Shasta in Nordkalifornien, der Machu Picchu in Peru.

«Delphi ist ein Ort, der über Jahrhunderte hinweg Licht in alle Richtungen sandte. Nun kann man mit diesem Symbol die Welt neu anzünden.» Avyeris Kanatas, der über die Grenzen Griechenlands hinaus bekannte Aquarellmaler, pilgerte schon als Junge auf den heiligen Berg Parnass, an dessen Fuss Delphi liegt.

«Delphi ist mein Licht, meine Sonne.» Sogar ein so geschäftssinniger Mann wie Panos Kaltsis, mehrfacher Hotelbesitzer, fühlt sich vom Licht, das die Stätte ausstrahlt, durchdrungen: «Die Idee von Delphi ist die einzige Hoffnung, dass das menschliche Wesen ein menschliches Wesen bleibt.»

Der Ort wirkt auf die Menschen ein. Sie spüren heute noch, wenn auch unbewusst, die mächtige

Die erste Schlacht um Delphi, 1978/79

1. November 1978: Franz Weber nimmt auf Einladung des Europäischen Kulturzentrums in Delphi am Symposium «Protection du paysage et architecture» («Landschaftsschutz und Architektur») teil. Titel seines Vortrags am 2. November ist «Die gerettete Landschaft». Seine Brandrede ruft unter den Gästen heftige Kontroversen hervor. Weber wird von Griechen bestürmt, seine Energie zur Rettung von Delphi einzusetzen.

3. November 1978: Franz Weber gründet unter Applaus des Symposiums die Schutzvereinigung «Rettet Delphi», dessen Präsidium er übernimmt. Er ernennt den Hotelier Panos Kaltsis und den Kunstmaler Avyeris Kanatas zu den ortsansässigen Direktoren seiner Vereinigung.

8. bis 10. Dezember 1978: Erste Grossaktion gegen die Zerstörung von Delphi durch ein Monsterelementwerk und ein griechisch-amerikanisches Aluminiumfabrik-Projekt. Weber lädt als Kronzeugen über 30 Journalisten aus Presse, Radio und Fernsehen Westeuropas nach Delphi ein. Beginn einer massiven europäischen Medienkampagne.

8. Dezember 1978: Noch während der Reise schreibt Franz Weber einen Brief an Griechenlands Premierminister Konstan-

tin Karamanlis, den er auffordert, Delphi und seine legendäre Landschaft unter integralen Schutz zu stellen. Weber bestürmt den Europarat, die Unesco, die UNO, die Europäische Gemeinschaft etc. Debatte im griechischen Parlament. Debatte an der Parlamentarischen Versammlung des Europarates.

15. Januar 1979: Franz Weber schlägt Premierminister Karamanlis vor, das vom griechisch-amerikanischen Aluminiumgiganten Boxipar erworbene Gelände bei Delphi in der Bucht von Itea zurückzukaufen. Gala-Abende in Paris, Genf, New York, München und Athen mit Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Kultur und Kunst sollen die erforderliche Summe einbringen.

28. Januar 1979: Debatte in der Parlamentarischen Versammlung des Europarates. Die griechische Parlamentarierin Mantzoulinou ergreift vor dem Plenum für Franz Webers Bewegung vehement Partei.

20. Februar 1979: Totaler Sieg in Delphi! Premier Karamanlis zieht die im November erteilten Bewilligungen zum Bau des Zementwerkes und der Aluminiumfabrik in der Bucht von Itea unterhalb Delphis zurück. Die Kulturkommission des Europarates schickt Weber ein Glückwunschtelegramm.

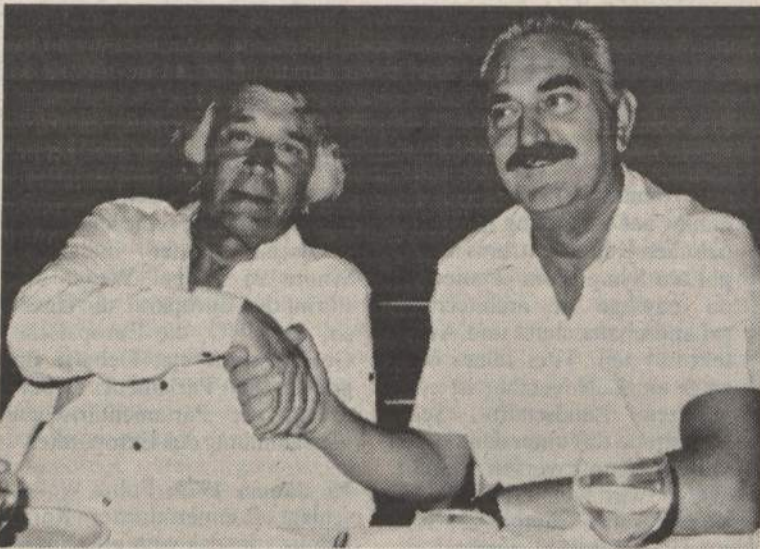
Energie, die da über acht Jahrhunderte hinweg Millionen von Pilgern – Könige, Heerführer, Handelsleute, Philosophen wie auch «einfaches Volk» – geschaffen haben. Die Kraft ihrer Gebe-

te, ihrer Hoffnung, ihrer Hingabe an Apollo, den Orakel-Gott von Delphi ist immer noch da. Unsichtbar, doch durchdringend. Der Menschenschlag von Delphi ist konservativer als anderswo, und ihre Natur ist die der Bewahrer. Sie sind keine Kämpfer. Panos Kaltsis, der geborene und glühende Führertyp ausgenommen. Avyeris Kanatas, den Künstler, trieb wohl die ideale Liebe in den Widerstand. (Bei den meisten «Delphinos» beruht die Liebe zu den antiken Stätten nämlich eher auf den goldenen «Talern», die sie abwirft.)

Für beide steht fest, dass ohne Franz Weber Delphi nicht zweimal gerettet worden wäre, sondern sich auf dem besten Weg nach Eleusis befände. Wenn ein paar Dörfner sich gegen ein milliardenwertiges Regierungsprojekt wenden, ist das die Regierung normalerweise kaum ein Räuspern wert. Erst die internationale Protestwelle, die Weber heraufbe-



Zwischen Delphi und Aghia Eftimhia (westlich von Delphi, Pfeil) hätte der geplante Aluminiumkomplex zu stehen kommen sollen – auf einem Hochplateau in nur elf Kilometer Entfernung der heiligen Stätten.



Händedruck zum Sieg: Delphis Bürgermeister Elias Segounis versprach Franz Weber, ihn zum Ehrenbürger von Delphi zu machen.

schwor, seine offenen Briefe an die Premiers Karamanlis (1978) und Papandreou (1986) liessen die Regierung das Anliegen der Delphinos ernst nehmen.

Avyeris Kanatas wundert sich immer noch, weshalb ausgerechnet ein Schweizer die Schlacht zur Rettung des griechischen Nabels der Welt angezettelt hat. Panos Kaltsis weiss es. «Franz Weber hat früher einmal auf dem Olymp gewohnt», orakelt er hinter einem immensen Fisch beim Nachtessen. Er wisse nur noch nicht, wer genau er gewesen sei. Doch das komme schon noch. Die beiden delphischen Mitglieder von Franz Webers Verein «Sauer Delphes» (Delphi retten) haben heisse Wochen hinter sich. «Die schwierigsten meines Lebens», seufzt Panos Kaltsis an einem hitzeflirrenden Augustabend, und die Erinnerung an den Juni '87 treibt ihm zwei Monate danach noch die Schweissperlen auf die Stirn. «Vater krank, viel zuviel «business» und dieser enorme Druck des Jetzt oder nie – von Überleben oder Untergang Delphis», seufzt er mit von der Last der Dinge niedergedrückten Schultern, seien eine schlimme Zerreihsprobe gewesen.

Auch für Franz Weber war es eine nervenaufreibende Zeitspanne. In den letzten Tagen vor dem «heissen» Wochenende des 13. Juni telefonierte Panos Kaltsis, die Befürworter der Aluminiumfabrik würden zur Gegendemonstration rüsten, und es habe auch Leute dabei, die vor Schlägereien nicht zurückschreckten. Aufhören, bat er, damit man die Regierung nicht zu Trotzreaktionen reize. Doch Weber liess nicht locker, auch wenn die Luft Delphis mehr und mehr von Dynamit geschwängert schien. Zwar ist die Bevölkerung Delphis, die sich ihr Brot und die Butter darauf von den Millionen von Touristen verdient, die alljährlich zu Apollos Heiligtum pil-

gern (im Sommer 12000 pro Tag!), aus naheliegenden Gründen gegen die Fabrik. Weiter westlich indes, im Provinzhauptort Amfissa, abseits der Touristenroute, erhoffte man sich vom

April 1986: Mitglieder des Europarates alarmieren Franz Weber über die neue Gefahr, die Delphi bedroht: Das Projekt einer gigantischen griechisch-russischen Aluminiumfabrik in nur elf Kilometern Entfernung von Delphi. Weber reist zu einem Augenschein nach Griechenland. Von Delphi aus schickt er ein Telegramm an die griechische Kulturministerin Melina Mercouri. Bei der ersten Rettungsaktion um Delphi 1978/79 war sie noch seine Verbündete gewesen, nun antwortet sie nicht. Franz Weber alarmiert Europa.

16. bis 19. Mai 1986: Wie schon im Dezember 1978 reist Weber wiederum mit etwa 30 Pressevertretern nach Delphi. Am 17. Mai verfasst er einen offenen Brief an den griechischen Premierminister Andreas Papandreou, in dem er ihn auffordert, das Projekt zurückzuziehen und Delphi unter immerwährenden Schutz zu stellen. Für den 19. Mai organisiert Weber ein Treffen mit Melina Mercouri, die seine Aktion als «kleine melodramatische Sache» abtut und jegliche Gefahr für Delphi bestreitet. Das Echo ist gespalten: In der Schweiz pro Mercouri und kontra Weber, im Ausland indes hundertprozentig für Weber und Delphi. Die beiden französi-

Industrieprojekt den grossen Geldsegen. Für die goldene Gans war man bereit zu kämpfen. Drohungen drangen nach dem satten Delphi herüber. Avyeris Kanatas redete plötzlich am Telefon für die Fabrik, sie sei eine gute Sache, man solle die Regierung nur machen lassen. Zwei Stunden später rief er wieder an, diesmal aus einer Telefonzelle. Sein eigener Apparat werde abgehört. Er habe sich verstellen müssen.

Als der Sieg dann buchstäblich vom Himmel fällt, atmet Delphi wohl auf, doch der Zündstoff schwelt noch immer. Die Regierung plant die Aluminiumhütte nun in der Nähe von Dombraina, in der Provinz Böotien. Die Region Delphi geht also leer aus.

Macht nichts, findet Panos Kaltsis: Wir wollen Delphi nun einfach zu einer ähnlichen Bedeutung verhelfen, wie es sie im Altertum genoss. «Der Mensch kann nicht ohne Wurzeln existieren. Und dass er heute in Konfusion, Chaos und Orientierungslosigkeit lebt, hängt

damit zusammen, dass er die Nabelschnur zur Vergangenheit durchgetrennt hat.» Kaltsis möchte Delphi mit der Hilfe Franz Webers zu einem kulturellen Brennpunkt Europas auferstehen lassen.

Franz Weber schreibt die beiden Siege aber nur zum Teil sich selber zu. Er ist fest überzeugt, dass Apollo ihm und Delphi beigestanden ist. «Wo entsteht der Konflikt mit Apollo?» fragte einst der Schriftsteller Georg Friedrich Jünger. «Nirgend anders als an den Grenzen, die dem Menschen gesetzt sind, die er mit Wissen oder bedachtlos überschreitet. Die Masslosigkeit, durch die er sein geistiges Wesen verdunkelt und Verwirrung schafft, zieht auch den Gott in Mitleidenschaft.» Apollo ist immer auf der Seite der Mutigen, Tapferen, die für ein edles, erhöhendes Ziel kämpfen.

Die griechische Regierung hatte also einen mächtigeren Gegner, als sie vermutet haben dürfte...

Ursula Spielmann

Zweite Rettungsaktion für Delphi 1986/87

sehen Sender TF 1 und Antenne 2 widmen dem Thema Grosseportagen, die auch von den Mitgliedern des Europarates zur Kenntnis genommen werden. Auch das deutsche ZDF attackiert das Projekt. Die griechische Regierung gerät in die Zange. Im Sommer scheint die Angelegenheit in den letzten Zügen zu liegen. Doch im Spätherbst erwacht sie zu neuem, gefährlichem Leben: Die Sowjetunion soll sich bereit erklärt haben, das Geld für den Bau vorzuschüssen und die russische Technik zur Verfügung zu stellen. Delphis Untergang scheint damit besiegt.

5. Dezember 1986: Franz Weber schickt dem sowjetischen Generalsekretär Michail Gorbatschow ein Telegramm, in welchem er ihn bittet, von der Zerstörung Delphis durch dieses Projekt abzusehen. Die Depesche wird von allen grossen Zeitungen wiedergegeben.

Januar 1987: Der erwartete griechische Staatsbesuch Gorbatschows findet nicht statt. Es verlautet, er sei auf März verschoben worden.

März 1987: Auch im März kommt Gorbatschow nicht nach Griechenland, Franz Weber

reist nach Paris, um dort die Opposition gegen das Fabrikprojekt zu schüren.

April 1987: Meldung aus Athen: Der Vertrag zwischen Griechenland und der UdSSR für die Fabrik sei definitiv unterzeichnet worden. Weber reist unverzüglich nach Griechenland. Lagebesprechung mit den griechischen «Kampfgenossen» und dem Bürgermeister von Delphi. Weber sieht die letzte Hoffnung in einer Grossdemonstration vor Ort. Man vereinbart das Datum: vom 12. bis 14. Juni 1987.

Mai 1987: Auf Anhieb unterschreiben 276 Parlamentarier des Europaparlamentes eine Resolution gegen den Bau des Monsterkraftwerks bei Delphi. Das sind 20 Stimmen mehr als das absolute Mehr!

9. Juni 1987: Die griechische Regierung zieht das Projekt zurück – die Bedrohung für die heilige Stätte wurde ein zweites Mal erfolgreich abgewendet. Als dem Bürgermeister Delphis die offizielle Siegesmeldung aus Athen zugeht, ruft er begeistert aus: «Jetzt ist Franz Weber endgültig Bürger von Delphi!» Weber annulliert die geplante Kundgebung und gratuliert Melina Mercouri telegraphisch zum weisen Entscheid...

IHRE MEINUNG

Tief beeindruckt

(Einige Leser-Reaktionen zur ersten Ausgabe des «Journal Franz Weber»)



Die Wahrheit über Franz Webers Finanzen



Die armen reichen Schweizer
Wie die Elektrizität den Wald umbringt

Ihre Zeitung hat mich tief beeindruckt. Als Künstler stehe ich vor den gleichen Problemen wie Sie als Umweltschützer. Diese Lobby ist allumfassend, und sie versucht nicht nur das Materielle auszunützen, sondern auch geistige und kreative Werte zu unterdrücken. Der Preis für Freiheit ist konstante Wachsamkeit und der tägliche Kampf für eine bessere Welt.

Unser Wille kann es verändern, doppelte Tatkraft und viele Grösse!

**Housi Knecht,
Eisenplastiker, 3073 Gümligen**

Als ich nach meinen Ferien nach Hause zurückkehrte, kaufte ich am Kiosk ihre Zeitung. Was ich dann auf der Zugfahrt darin gelesen habe, hat mich wieder nüchtern gemacht für Ihre Aufgabe, und die Zweifel über die Verleumdungen, an die ich anfangs noch glaubte, schwanden dahin wie Wassertropfen in der Sonne. Wie Sie sich einsetzen und was Sie leisten für uns und unsere Nachkommen, grenzt an übermenschliche Kräfte und ans Unermessliche. Ich hoffe, dass noch mehr Schweizerinnen und Schweizer, die ebenfalls nicht mehr recht an Ihre Arbeit glauben wollten, durch diese Zeitschrift überzeugt werden von Ihren guten Taten.

Elsa Fluri, Thalwil

Ich weiss gar nicht, wie ich Ihnen danken soll, dass Sie diese Zeitung herausgegeben haben. Nun kann man endlich diese Tölpel aufklären, die nicht denken können und alles für bare Münze nehmen, was in den Medien kommt. Es ist so, allüberall ein Saustall. In der Natur gibt ein Salatsame einen Salat und nicht eine Tomate. Nur der Mensch meint, er könne machen, was er wolle, ohne zu ernten, was er sät.

Sehr geehrter Herr Weber, nehmen Sie ja nur ums himmelswillen kein Blatt vor den Mund! Immer wurde das Gute bekämpft, aber immer war es stärker. Nehmen Sie nur ja keine falsche Rücksicht. Es muss einen grossen Rutsch geben bei der Bevölkerung. Sehr viele Menschen

sind gut, nur eben sehr unwissend und lassen sich sehr anlügen – doch wie kann es auch anders sein, da man ja nichts in den Medien bringen kann wegen dem Mammon.

Margrit Leu, 8212 Neuhausen

Ihre Zeitung habe ich mit Interesse gelesen, herzliche Gratulation. Sie sind nicht allein, wir und viele andere Leute stehen voll hinter Ihnen und Ihrem Tun. Machen Sie bitte weiter, wir brauchen Sie. Gott möge Ihnen Ihre kämpferische Kraft erhalten!

Erika Cotti, 3805 Goldswil

Das Franz Weber-Journal hat uns sehr gut gefallen! Zum Glück gibt es noch mutige, streitbare Menschen wie Franz Weber – und seine Anhänger –, denen der Erhalt der Natur und ihrer Geschöpfe mehr wert ist als wirtschaftliches Wachstum, das doch schlussendlich unsere Umwelt ruiniert.

Jacqueline Castiglia, 4418 Reigoldswil

Besten Dank für die hochinteressante Zeitung. Ich konnte nicht aufhören zu lesen, alle Arbeit blieb liegen!

N. Huguenin, 3624 Goldiwil

Zu Ihrer überaus interessanten Zeitung gratulieren wir Ihnen. Die Artikel über den Tod, der aus den Drähten kommt und Nikola Tesla beschäftigen uns sehr. Über «Waffen»-Kriege wird viel Druckerschwärze verbraucht, aber von den nicht weniger schlimmen Wirtschaftskriegen hört man kaum etwas. Die Gründe geben Sie ja selbst an. Die Bestie Mensch mit ihrem Egoismus, Rücksichtslosigkeit, Wahn ist schwer zu zähmen. Die Ursache der Probleme ruht in uns selbst. Das Sprichwort «sich selbst besiegen ist der höchste Sieg» ist fremd. Man darf gespannt sein, ob und wie im Blätterwald ein Rauschen zu hören sein wird und was letztendlich für Konsequenzen aus Ihren Veröffentlichungen gezogen werden.

Zu Ihrem Artikel «Ganz entspannt ins Reich der Träume» möchten wir erwähnen, dass wir seit mehr als drei Jahren mit viel Gesundheitserfolg Kornspreumatratten und -kissen herstellen. Die Kornspreumatratte neutralisiert sämtliche Störfelder. Der Schlaf ist tiefer, ruhiger und viel erholsamer.

**Albert Christen, Textilfabrikation,
2544 Bettlach/SO**

Da muss ich nun also Ferien im Tessin machen, damit ich auf eine mir unheimlich wichtig erscheinende Zeitung stosse. Wirklich zufällig kam mir an einem Kiosk das «Journal Franz Weber» in die Hände und ich kann Ihnen mitteilen – und ich tue dies noch so gerne, da ich als Journalist und Redaktionsleiter aus eigener Erfahrung weiss, dass mehrheitlich nur «negative» Post eine Redaktionsstube erreicht, dass ich die Zeitung mit grosser Freude und Interesse von der ersten bis

zur letzten Seite studiert habe. Eine in einem sehr handlichen und gestalterisch sehr anmücheligen Format gehaltene Zeitung. Wichtiger sind natürlich die Inhalte und da fand ich sehr viel Wissenswertes, beispielsweise den Artikel «Der Tod, der aus den Drähten kommt» oder auch «Was Farben für die Seele tun». Hochinteressant, und gerade deshalb braucht es eine solche Zeitung, damit dies endlich einmal schwarz auf weiss zu lesen ist, fand ich auch den Artikel «Und was tun Sie für die Umwelt, Baron von Thyssen?» Kurz und gut, ich möchte Ihnen und vor allem natürlich Franz Weber persönlich zu dieser 1. Nummer gratulieren und hoffe, dass das «Journal Franz Weber» das ihm gebührende Echo hat und von möglichst vielen – es ist zu hoffen, auch Gegnern von Franz Weber – gelesen wird.

Thomas Schärli, 4500 Solothurn

Gott und die Welt

(«Journal Franz Weber»-Leser machen sich Gedanken zur heutigen Zeit)

Ich gratuliere Ihnen für soviel Zivilcourage, eine Eigenschaft, die auch vom «Austerben» bedroht ist. Wenn man die Zivilcourage fördern könnte, würde sich vieles andere auch ändern, zwangsläufig. Denn echte Zivilcourage (nicht Frechheit und Arroganz) respektiert Gott, seine Schöpfung und den Nächsten. Das bedingt jedoch, dass der Mensch gottgläubig ist und die Bibel als Gebrauchsanweisung für ein glückliches und lehrreiches Leben anerkennt. Auf diesem Gebiet ist es auch in der Schweiz schlecht bestellt. Der Gerechtigkeitssinn wurde vertauscht mit Geltungsdrang, Machtgier und Geldsucht. Ethik wird ersetzt durch den Begriff «politisch machbar». «Ehrlich» und «reell» sind verdrängt vom Begriff «wirtschaftlich», als ob das eine das andere ausschliessen müsste. Zwar glauben fast alle an Gott und Jesus. Weil laut Jesus ein Glaube ohne Weihe ein toter Glaube ist, hat er keine Wirkung. Das ist der Grund, warum so wenig Menschen denken wie Sie.

Doch nur verurteilen hilft nicht weiter. So bleibt den wenigen nichts anderes, als die Dinge beim Namen zu nennen und aufzudecken, um so möglichst vielen die Wahrheit buchstäblich unter die Nase zu reiben. Wer aber erkennt denn die Wahrheit? Doch nur derjenige, der will. Wer aber will sie denn erkennen? Doch nur jene, die sich vom Geist Gottes leiten lassen. Alle anderen können erst nach schlechter Erfahrung wissen, dass dies falsch war, und so probieren sie die nächstliegende Erkenntnis aus, die der ersten ähnlich ist, nur etwas anders, wie es so treffend heisst. Gescheiter werden sie erst nach einem schlimmen Erwachen, leider. Und dieses «Schlafen» wird von einigen Mitmenschen ausgenützt, und deshalb werden «Schlaflieder» gesungen. Das Problem liegt in der Gottferne! **E. Mock-Inauen, 9050 Appenzell**

Ich habe Ihre Zeitung erhalten und sofort gelesen, vor allen anderen. Denn mich interessiert die Wahrheit, die von Ihnen kommt und die Sie und Ihre Angehörigen erlebt haben. Zu Ihnen habe ich Vertrauen.

Die Weltwoche habe ich früher einmal gelesen, zwei Zeitungen, aber ihr Stil hat mich abgestossen. Ein Professor der Natur- und Waldwirtschaft sagte einmal im kleinen Kreis privat, dass die Erde ermüdet sei, sei es durch Raubbau, durch technische Eingriffe und durch intensive Nutzung oder Verwahrlosung, ungepflegt sich selbst überlassen. Dabei hat ja der Mensch den Auftrag vom Schöpfer bekommen, allen Pflanzen und Tieren Namen zu geben und die Erde zu bebauen, aber die Menschen haben mit der Zeit den schöpferischen Rhythmus verlassen. Die Natur rächte sich aber von Zeit zu Zeit gegen die Technik und wird sich weiter rächen, und zwar an Orten, an denen man es nicht erwartet.

Max Mayer, 9608 Ganterschwil

Mit diesem Brief bekommen Sie ein Gedicht, woraus Sie sehen können, dass sich auch Hausfrauen Gedanken über die Umweltzerstörung machen.

Apokalypse von Menschenhand

Zuerst wird uns der Himmel auf Erden versprochen/
mit Stau – Atomwerkern und schnellen Brennern/

darin tun sie dann unser Geld verlocken/
von verantwortungslosen, angeblichen Kennern/

weil wir ja nachher das bezahlen müssen/
da sie doch ganz schön tun uns manipulieren/

doch davon wollen die Herren nichts wissen/
wenn sie damit unser Geld verspekulieren/

All die vielen Unglücksfälle an so vielen Orten/
dürften ganz einfach niemals passieren/
doch tun sie nicht sparen mit leeren Worten/
nachher, und tun weiter drauflos planieren/

wenn Pannen passieren, faule Ausreden spucken/
da ganz einfach die Verantwortung fehlt/
weil bei vielen bloss der Profit tut jucken/
wenn sie was planen für's grosse Geld/

Den Fachleuten fehlt halt gewissermassen/
Skrupel, Gewissen, egal wie man es sagt/

damit sie solche Bauten ohne Pannen verpassen/
dem Bürger, der das zu sagen sich wagt.
Getrud Maier-Steinen, 7205 Zizers

Teslas Geheimnis

«Der Mann, der die Erde zum Paradies machen wollte» – Die Geschichte des grössten Erfinders aller Zeiten, und weshalb er der Menschheit die «Energie aus dem Aether» nicht verehren durfte)



Endlich einmal jemand, der über den grössten Erfinder dieses Jahrhunderts, Nikola Tesla berichtet. Es müsste doch hochbegabte Elektrotechniker auf dieser Erde geben, welche mit allen Mitteln versuchen, hinter die «Resonanz Transformator-Energie», das Geheimnis zu kommen. Die Tachyonen-Forschung könnte mit dieser Erfindung gemeinsames haben. Es ist einfach unglaublich, dass eine solche geniale Erfindung jahrzehntlang irgendwo verstaubt – es müssten doch noch Unterlagen vorhanden sein in Deutschland, in Jugoslawien oder USA – und wir uns mit den Atomkraftwerken immer mehr verseuchen. Auch der Artikel «Der Tod, der aus den Drähten kommt» ist hoch brisant. Ich gratuliere Ihnen zu diesen guten Arbeiten und Veröffentlichungen. Irgendwo sollte eine Versuchsstrecke mit der Verlegung der Hochspannungsleitungen in den Boden betrieben werden. Dann könnte man eine Initiative lancieren, welche Höchstspannungsleitungen ab X tausend Volt verbietet. Aber eben, den Leuten muss man ja alles beweisen. Es kostet wahrscheinlich etwas mehr, diese Kabel im Boden, aber sollen wir andernfalls alle Wälder opfern?

Hugo Ruoss, 8309 Nürensdorf

P.S. Die Ausserirdischen fliegen wahrscheinlich auch mit etwas Ähnlichem wie die Tachyonen-Energie, aber diese zu erwähnen, würde wahrscheinlich nicht gut ankommen.

Der Aufsatz über Nikola Tesla könnte höchstens als miserable Science-Fiction-Geschichte eingestuft werden – wenn nicht «barer Unsinn» zutreffender wäre. Zudem verrät er eine tüchtige Portion New Age-Religiosität, von der ich mich in aller Form distanzieren möchte. Ich bin der Meinung, dass solcher Art «Informationen» zum Umweltschutz der Sache absolut schaden. Mit einem «Venus-Menschen» lässt sich unsere Bedrohung nicht abwenden. Vielmehr werden ernsthafte Umweltschutzbestrebungen der Gefahr der Lächerlichkeit ausgesetzt.

Samuel Wyss-Schumacher, 7220 Schiers

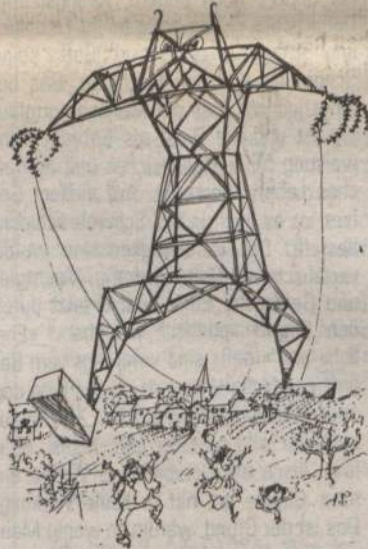
Ich verfolge Franz Webers Aktivitäten seit einigen Jahren, und aus meiner Bewunderung für seine ausserordentlich positive Tätigkeit mache ich auch keinen Hehl. Leider war es mir indessen, ob schon ich mich dafür einsetzte, noch

nicht vergönnt, mit ihm persönlich einmal ins Gespräch zu kommen. Ich danke aber auch Ihnen, Frau Spielmann, für Ihre Bemühungen und Ihren Mut, in aller Offenheit auf die dekadenten und gefährlichen Erscheinungen unserer «Zivilisation» hinzuweisen. Zu Nikola Tesla: Teslas Resonanzumformer sind in Wirklichkeit nicht nur Verstärker, sondern ebenso als Angleicher der künstlich erzeugten Kräfte an das Frequenzmuster der Natur zu verstehen, womit erst schadhafte Übertragung möglich wird. Die Schwingungen liegen jeder Substanz zugrunde. Ihre Frequenz entscheidet indessen über «gut» und «böse» der Substanz. So ist auch ein Ozon-Molekül, das durch negative Energien erzeugt wird (z.B. künstliche Radioaktivität, Hochfrequenz) energetisch nicht identisch mit einem Molekül, das durch die natürliche Einstrahlung erzeugt wird. Es wirkt deshalb auch völlig anders (betrifft den Artikel «Der Tod, der aus den Drähten kommt»).

Dr. Hans U. Hertel, 3135 Wattenwil

Überdosis Elektrizität

«Der Tod, der aus den Drähten kommt». Weshalb die Strom-Höchstspannungsleitungen zu den Hauptverantwortlichen für das Waldsterben gehören.



Ihre Zeitung hat mich tief betroffen gemacht. Eine so klare und seriös ausgeführte Arbeit will ich gerne unterstützen. Ihr Einsatz muss enorm gewesen sein. Denn das Resultat ist phantastisch. Wenn der Inhalt auch schmerzt. Aber so ist eben die momentane schreckliche Realität.

Dass die wirkliche Ursache des Waldsterbens von einer Überdosis Elektrizität herkommt, davon bin ich restlos überzeugt. Ich spüre diese unnatürlichen Vibrationen längst an mir selbst, obwohl ich nicht einmal in der Nähe solcher Leitungen leben muss.

Ich schliesse Sie in meinen andauernden Herzenswunsch an die Schöpfung ein, sie möge den Kindern, die wir für sie und durch uns geboren haben, diese schöne Erde erhalten und wieder bereichern mit allem Lebendigen.

H. Staffelbach, Adligenswil

Es ist schon recht, wenn Sie aufklären über den Tod, der aus den Drähten und anderen Strahlungen kommen soll. Aber dass sie ausgerechnet die Luftverschmutzung als Heilung für kranke Bäume so quasi anpreisen, das ist natürlich Wasser auf die Mühle für die Autolobby und all die Autofanatiker, die schon immer den Dreck, den ihr Vehikel hinterlässt, nicht als Ursache für das Waldsterben gelten liessen. Und zudem wäre, abgesehen von den bewiesenermassen krankmachenden oder warum nicht eigentlich tödlichen Substanzen in der Luft aus Autoabgasen und Heizung zu berücksichtigen: Einmal der fürchterliche Lärm, der die Nerven kaputt macht, dann die Autolawine prinzipiell, und der Egoismus und die Rücksichtslosigkeit vieler Fahrer und vor allem die Todesfälle von Mensch und Tier.

Marianne Hodel-Gisin, 4450 Sissach

Die von Ihnen aufgeführten Gründe für das Waldsterben – die Atomkraftwerke, die Mikrowellen und die Höchstspannungsleitungen – sind derart horrender Unsinn, die aus der Küche der übelsten AKW-Gegner stammenden Behauptungen und Verdrehungen – im sattsam bekannten Demostil gehalten – aufgewärmte Ladehüter, die auch nicht wahrer werden, wenn sie noch so oft wiederholt werden, und die Rundschnitte gegen die «mächtige Lobby» so einfältig, dass eine Veröffentlichung unter Strafe gestellt werden müsste. Herr Weber, gehören Sie heute wirklich zu den Öko-Narren resp. AKW-Gegnern? Dann wären Sie kaum der kluge Kopf, für den ich Sie bisher gehalten habe. Bis zur Klärung werde ich jedenfalls meine Unterstützung an Sie einstellen und auch in meinem Bekanntenkreis dafür plädieren.

Bernhard Fischer, 8967 Widen

Ganz besonders hat mich der Artikel «Der Tod, der aus den Drähten kommt» interessiert. Ich erinnere mich an einen Bericht im «Beobachter» über das Heimwesen eines Landwirtes, welches im Bereich von Überlandleitungen steht. Die Bauersleute konnten nachts nicht mehr schlafen – das Vieh wurde geschädigt etc. Es wurden nach X Klagen behördliche Messungen dann doch vorgenommen, welche eine zu hohe Strahlenfrequenz aufwies. Ja, in Sachen Waldsterben hatte ich stets das Gefühl, dass man den dummen Bürger bloss auf eine Nebenfährte weist – um des «Geschäftes» willen, das doch nicht verringert werden darf!

H. L. von Steiger, 3782 Lauenen/Gstaad

In 400 000 Exemplaren lassen Sie eine 100 Gramm wiegende Schrift drucken. Das macht immerhin 40 Tonnen Zeitungspapier, das mit gewaltigen Maschinen und dementsprechend elektrischem Strom hergestellt wird. Auch der Druck frisst eine ganz ansehnliche Menge elektrischer Energie, und womit wird der

Computer betrieben, mit dem die 400 000 Adressen ausgedruckt worden sind. Und was tun Sie in Ihrer Schrift? Sie geisseln die «Lobby», die Ihnen diese Energie zur Verfügung stellt. Mit der Selbstbeweihräucherung, die Sie in Ihrem Journal treiben, machen Sie sich kaum neue Freunde. Weihrauch mag ja gut riechen, in diesem Fall stinkt er zum Himmel.

Paul Day, 3600 Thun

Viel Bla, bla, bla

«Und was tun Sie für die Umwelt, Baron von Thyssen?» – Franz Weber fragte zehn der reichsten Schweizer brieflich nach ihren Umweltschutzbemühungen)

Die Reichen und die Superreichen: Meine Gratulation zu Ihrem Vorgehen. Alle haben oder mussten Farbe bekennen. Es ist nicht zu glauben, oder eben doch, keinen Franken machten diese Herren locker. Das schreit zum Himmel. Es gab nur viel Bla, bla, bla und drei «Herren» bemühten sich nicht einmal, Ihnen zu schreiben. Wenn man nicht alles schwarz auf weiss lesen könnte, man würde es nicht glauben. Ein Trost bleibt, auch diese «Mächtigen» sind nur vergängliche Menschen und der Knochenmann wird auch diese abberufen. Dies ist die allereinzige Gerechtigkeit, wenn man bedenkt, was die alles zurücklassen müssen. Da ist es mir doch wohler in meiner Haut. Wirklich, es ist eine Schande.

Paul Schaad, 4538 Oberbipp

Wie im Sarg

«Was Farben für die Seele tun»)

Die «6 Punkte, Franz Weber unter Schutz zu stellen» sind eine Glanzleistung. Feiner und treffender kann man diese Bosheiten gar nicht sagen. Dass die naturfeindlichen Interessengruppen endgültig ausgespielt haben, muss hier wie dort erreicht werden! Die Erzählung von Judith Weber ist sehr, sehr gut. Fein und echt und lebendig erlebt bis in jede Einzelheit.

Zu den Farben ist zu sagen: Es stimmt und es stimmt nicht. Mit Leuten, die einen Raum schwarz oder rot anstreichen, möchte ich nichts zu tun haben. In einer Theateraufführung, die ich machte, waren schwarzer Hintergrund, schwarze Kleidung und schwarze Umhüllung des Gesichts erforderlich, aus rein technischen Gründen. Sie machen sich keine Vorstellung, wie jämmerlich ich mich darin fühlte! Wie im Sarg, und das trifft wieder genau das, was Sie schreiben.

Bei Tieren kommt Schwarz und Rot allerdings häufig vor, und diesen Tieren hatten keinerlei üble Dinge an! Ebenso ist es bei einem Maler, der mit dem Licht und der Natur auf Du steht. Franz Mare ist so einer. Darf der kein Rot anwenden? Kommt nicht auch gelegentlich Schwarz auf seinen Bildern vor? Und doch ist er ein wirklicher, reiner Regenbogenmaler. Ich glaube, es kommt darauf an, wem man die Farben anvertraut: Der Natur oder einem Regenbogenmaler oder einem Hobby-Punk-Pop-Designer. Letzterer wird auch aus dem schönsten Violett und dem schönsten Grün nichts als Sch... machen. **Harald Nehring, 6601 Locarno**

«Glauben Sie an Ausserirdische?»



Robert Kennedy,
ehemaliger ameri-
kanischer Justiz-
minister und Präsi-
dentschaftskandidat
«Mit grossem In-
teresse lese ich
alle Berichte von
Unidentifizierten

Flugobjekten und hoffe, dass wir eines Tages mehr über diese faszinierende Sache wissen werden. Dr. Harlow Shapley, der prominente Astronom, hat erklärt, dass es eine Möglichkeit gibt, dass noch weiteres Leben im Universum existiert. Ich befürworte vermehrte Forschung bezüglich dieser Materie, und ich hoffe, dass wir einmal und für immer die wahren Tatsachen über Fliegende Untertassen werden festlegen können.»



Gerald Ford,
ehemaliger US-
Präsident

«Ich denke, wir schulden es den Leuten, hinsichtlich der UFOs Glaubwürdigkeit zu schaffen und

uns um die grösstmögliche Erhellung dieser Sache zu bemühen.»



Billy Graham,
amerikanischer
Fernseh-Prediger

«UFOs sind vielleicht die Boten Gottes. Auf jeden Fall zeigen sie eine verblüffende Ähnlichkeit zu Engels-«Luftschiffen», wie sie vor Tausenden von Jahren im Alten Testament beschrieben wurden.»



Margaret Mead,
Ethnologin

«Ja, es gibt unidentifizierte Flugobjekte. Es gibt Phänomene, die selbst nach der umsichtigsten und gewissenhaf-

testen Untersuchung nicht wegerklärt werden können. Soviel zumindest müssen wir akzeptieren.»

Wussten Sie, dass es schätzungsweise schon drei Millionen gemeldete Sichtungen oder gar Begegnungen mit Ausserirdischen gegeben hat? Dass Ronald Reagan Michail Gorbatschow in Reykjavik fragte, ob man gemeinsam Waffensysteme zur Abwehr eines allfälligen extraterrestrischen Angriffs schaffen soll? Wir veröffentlichen einige Meinungen zum weltweit totgeschwiegenen «UFO-Phänomen».

Photos: Keystone/rdz



Elizabeth Teissier,
Astrologin

«Wir sind alle nur ein relatives Produkt. Deshalb glaube ich auch, dass es noch andere intelligente

Lebewesen geben muss. Persönlich hatte ich allerdings noch nie Kontakt mit Ausserirdischen. Aber ich heisse ja selber E.T. – das reicht.»



Muhammad Ali,
ehemaliger Box-
Schwergewichts-
Weltmeister

«Ich joggte gerade auf einem der Pfade im Central Park, als ich kurz vor Einbruch der

Dämmerung ein äusserst prächtiges Spektakel in Form eines grossen Objekts erblickte, das sich langsam über die Spitzen von einigen nahegelegenen Gebäuden bewegte. Ich konnte kein Fluggeräusch hören, und es wurde mir klar, dass dieses «Baby» kein normales Flugzeug sein konnte. Alles, was ich sagen kann, ist, dass ich zweimal blinzelte, um sicher zu sein, dass ich nicht Geister sah. Das Ding nahm an Grösse zu und kam näher, bis es einige Tausend Fuss über meinem Kopf war. Dann, ohne eine weitere Warnung, kam ein zweites Objekt hinzu von der gegenüberliegenden Richtung ... Ich war überwältigt, doch ich wusste, ich halluzinierte nicht. Im übrigen war ich nicht allein. Mein Manager Angelo Dundee stand neben mir und ein Reporter von einem Bostoner Magazin in unserer Nähe, den Mund weit aufgerissen vor Staunen über das, was wir da miterlebten.»



Brigadier Manfred Troller,
Chef der Schweizer
Fliegerabwehr

«Ausserirdische? Habe ich noch keinen gesehen! Und solange ich etwas nicht gese-

hen habe, glaube ich es auch nicht. Ich habe nicht das Gefühl, dass es Ausserirdische gibt. Auf dem Radar tauchen sie ja nie auf, und seltsamerweise werden sie, wenn überhaupt, auch immer nur von einer Person allein gesehen.»



Jimmy Carter,
ehemaliger US-
Präsident

«Ich habe selbst ein UFO gesehen. Es war ein leuchtendes, untertassenförmiges Objekt.»



Maria Schell,
Schauspielerin

«Sie werden es nicht glauben, aber ich habe selbst zwei UFOs gesehen, als ich 1961 mit Gary Cooper und Glenn

Ford in Hollywood filmte. Bei einem Wochenendausflug in das «Tal des Todes», etwa vier Autobahnstunden von Los Angeles entfernt, sah ich gegen eine Bergwand zwei grosse weisse Scheiben. Sie flogen das ganze Tal entlang, und ich konnte sie etwa zwei Minuten verfolgen. Es war bestimmt keine Spiegelung oder sonstige Reflexion von Sonnenstrahlen.»



Steven Spielberg,
Filmregisseur
(u.a. des UFO-Films
«Seltsame Begegnung der dritten Art»)

«Schon als Kind war ich UFO-be-

geistert. Und obwohl ich selbst noch nie eines gesehen habe, war ich immer fasziniert von der Idee, dass fliegende Untertassen eine wahre Grundlage in der Realität haben. Mein Film «Seltsame Begegnung der dritten Art» sollte durchaus ernst genommen werden. Er ist nicht einfach als eine weitere Science-Fiction-Spinnerei aufzufassen, sondern als etwas, das sich morgen und übermorgen tatsächlich ereignen könnte.»



Leni Robert,
Berner Erziehungsdirektorin

«Ich glaube sehr wohl, dass es da mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als sich unsere

Schulweisheit träumen lässt, um mit Shakespeare und Hamlet zu reden. Wie das konkret aussieht, da möchte ich mich nicht auf die Äste rauslassen. Dazu habe ich mich auch zu wenig mit der Sache befasst. Aber wie gesagt, ich bin grundsätzlich offen für alles.»



Léon Huber,
Tagesschau-
sprecher

«Wenn ich in der Tagesschau eine Meldung über eine angebliche UFO-Sichtung vorlesen muss,

neige ich schon eher dazu, sie zu glauben. Es wäre ganz lustig, diesen Wesen einmal zu begegnen ... Jedenfalls gibt es so schreckliche Sachen auf dieser Welt, dass man geradezu hofft, es gebe anderswo noch Wesen, die nicht nur aufs Zerstören aus sind. Von denen wir hier noch etwas lernen könnten.»

Fatima, Moses, Mondlandung

Wer sind die, die da fliegen wie die Wolken?

(Jesaja 60:8)



URSULA SPIELMANN

Vor genau 70 Jahren liess die «Königin des Rosenkranzes» bei Fatima die Sonne tanzen. Vor rund 3180 Jahren führte Jahwe, der Gott der Israeliten, sein Volk in einer Wolke durch das Rote Meer. Vor acht Jahren sichteten die ersten Menschen auf dem Mond gigantische, leuchtende Objekte. Humbug? Spuk? Halluzinationen? Ursula Spielmann versucht in diesem Artikel eine Brücke zu schlagen zwischen Himmel und Erde, Gestern und Morgen, Glauben und Wissen. Und zwischen uralten, biblischen «Sagen» und einer Zukunft, die aus dem Weltall kommt.

Wirkt Gott Wunder?

Nein, er waltet nur.

Wunder fangen da an, wo die menschlichen Sinne unserem Verstehen Mauern setzen. Ein «Wunder» ist immer die Kapitulation des menschlichen Verstandes vor dem Unerklärlichen. Gott, der Ursprung von allem ist, hat keinen Bedarf für Wunder.

Also: «Wunder» gibt es in Wahrheit nicht.

Am 13. Oktober 1917 ereignete sich in Portugal das grösste Wunder dieses Jahrhunderts, und es

hatte die Freundlichkeit, sich anzukündigen. Die Freidenker des Landes schäumten vor Hohn und Spott, und die Kirchengewaltigen waren's sicher, dass da der Gehörnte sich einen Spuk mit den armen Gläubigen erlaubte. Sie warnen die armen Seelen in Gefahr.

Allein, Neugier und Herzsehnsucht waren stärker, und so brandeten schwarzgraue Fluten von Menschen über die staubigen Strässchen nahe Fatima der «Cova da Iria», einer muldenartigen Schafweide entgegen. Unter ster-



Zeitgenössische Aufnahme des Himmelsphänomens von Fatima. Der schemenhaft erkennbare dunkle Punkt in der Mitte des Bildes ist die «Sonne», die farbspeidend auf die Menschenmenge zu stürzen drohte.

Warum dieser Report?

Der Report von Ursula Spielmann deckt sich mit meinem intuitiven, ich möchte sagen, meinem seelischen Wissen. Und es ist für mich eine ganz besondere Freude, die gewaltige Arbeit, die unsere Chefredaktorin geleistet hat, in unserer Zeitung zu veröffentlichen. Das hier Geschriebene, Erschaute soll, kann uns den Weg zum Schöpfer selbstverständlicher, logischer, in einem Wort leichter machen. Denn es ist, nach meiner Ansicht, der Weg, der von unserem suchenden Herzen direkt zu Gott führt. Gehen wir diesen Weg, gehen wir ihn über diese Seiten hin. Es ist der Weg des Glaubens, aber eines Glaubens, der von einem wunderbaren Wissen gestützt ist.

In diesem Report gibt es keinen Platz für Symbolik, für ein abstraktes Gottesbild. Hier wird der «Himmel» greifbar, konkret, wirklich und die Schöpfung unendlich viel grösser, vielschichtiger und umfassender als es viele von uns in ihrer weltlich begrenzten Gottvorstellung erahnen könnten.

Möglich, dass sich der eine oder andere Leser die Frage stellt: «Warum überhaupt dieser Report? Warum dieser Ausflug in Sphären, die mit Umweltschutz nichts oder nur wenig gemeinsam haben?» Meine Antwort ist einfach: Ohne die galoppierende Zerstörung unserer Umwelt, ohne Unterminierung unserer Lebensbasen und unseres Lebenssinns, gäbe es weder das Sonnenwunder noch das dritte Geheimnis von Fatima. Die Zerstörung unserer Umwelt gehört mit zur Ursache der warnenden Zeichen am Himmel. Ohne Umdenken, ohne «Umleben» ereilt uns die Apokalypse mit der Präzision einer Zeitbombe. Vielleicht kann unser Bericht Anstoss zu einem Umdenken und vor allem «Umleben» sein. Deshalb seine Veröffentlichung in unserer Zeitung.

Franz Weber

nenklarem Samthimmel harreten sie des Wunders, das sich da am nächsten Mittag gemäss den Weissagungen einer schönen Dame begeben sollte. Gegen Morgen setzte unbarmherziger Regen ein, gerade so, als ob die Pilger auf ihren Ausharwillen geprüft werden sollten. Bis zum Mittag hatte sich die Weide in einen Sumpf verwandelt, und die 70000 Gekommenen standen in steifer Nasskälte knöcheltief im Schlamm.

Gegen Mittag befahl Lucia, das älteste der drei Seherkinder, die Regenschirme zu schliessen. Ein Blitz zerteilte die Luft, und die Menge sah, wie sich eine leichte weisse Wolke, die wie Weihrauch ausschaute, um die kleinen Seher bildete, sich fünf oder sechs Meter erhob und sich dann in der Luft auflöste. Das wiederholte sich dreimal, wie wenn ein unsichtbarer Zeremonienmeister die himmlische Erscheinung inszeniert hätte.

Unsichtbar für die Menschenmassen erschien die schöne Dame den Kindern Jacintha, Francisco

und Lucia, sagte ihnen, sie sei die Königin des Rosenkranzes, sprach eine Zeitlang zu ihnen, und dann –

«Ich stand ungefähr in einer Entfernung von 100 Metern», berichtet Dr. Almeida Garrète, Professor an der Universität Coimbra, der als überaus kritischer Neugieriger angereist war. «... Es regnete in Strömen auf unsere Köpfe, Bächlein flossen an unseren Kleidern hinab und weichten sie vollständig auf. Endlich wurde es zwei Uhr mittags (nach offizieller Zeit; entspricht 12 Uhr mittags Sonnenzeit). Einige Augenblicke vorher hatte die Sonne den dichten Wolkenvorhang, der sie verdeckte, zerrissen. Wie durch einen Magnet angezogen, richteten sich alle Blicke auf sie. Auch ich versuchte sie anzuschauen; ich bemerkte, dass sie wie eine Scheibe mit klaren Umrissen aussah; ihr Glanz blendete nicht. Ihr Aussehen zeigte eine reine, aber veränderliche Klarheit, wie der Glanz einer Perle. Sie hatte keine Ähnlichkeit mit dem Mond in einer schönen Nacht; sie

hatte weder die Farbe noch das Helldunkel. Man hätte eher sagen können, sie habe wie ein glattes Rad ausgesehen, das aus den silbernen Schalen einer Muschel herausgeschnitten wurde. Das ist keine Dichtung; so habe ich es mit meinen Augen gesehen.»

«Eine Täuschung, dass man nämlich die Sonne durch den Nebel hindurch gesehen hätte, war nicht mehr möglich. Denn es war keine Spur von Nebel vorhanden; ausserdem war die Sonnenscheibe nicht verschwommen und in keiner Weise irgendwie verschleiert, sondern sie glänzte in der Mitte und am Rand.»

«Diese bunte glänzende Scheibe schien in schwindelhafter Bewegung zu sein. Das war nicht das lebhaft Funkeln des Sternenlichtes. Sie drehe sich in rasender Geschwindigkeit um sich selbst. Plötzlich erscholl aus der Menge ein gewaltiger Ruf, wie ein Angstschrei. Die Sonne löste sich vom Firmament – die Umdrehungsgeschwindigkeit behielt sie bei – stürzte blutrot auf die Erde und drohte uns unter der Wucht ihrer ungeheuren Feuermasse zu zerschmettern! Das waren Augenblicke einer entsetzlichen Erregung. Alle diese Phänomene, die ich soeben beschrieben habe, habe ich selber beobachtet, kalt, berechnend, ohne verwirrt zu sein», schliesst der Professor seinen Augenzeugenbericht.

Marques de la Cruz, Schriftsteller und Mitglied der Akademie Portugals, zitiert in seinem Buch «Die Jungfrau von Fatima» seine

Schwester, die ebenfalls nach Fatima gepilgert war: «... die Sonne schien den Leuten auf den Kopf zu fallen und drehte sich um sie selbst, wie ein Rad beim Feuerwerk; dabei nahm sie alle Farben des Regenbogens an. Unsere Gesichter, unsere Kleider, selbst das Land, alles nahm diese phantastischen Farben an. Man hörte die Leute schreien und sah sie weinen. – Dieses einzigartige Schauspiel dauerte etwa eine Viertelstunde. Auf tiefste beeindruckt rief ich selber: «Oh Gott, wie gross ist Deine Macht!» (...) Ausser diesem grossen Wunder sah ich noch am 13. Mai 1918, wie weisse Kugeln vom Himmel herabschwebten! – An einem anderen 13. Mai sah ich auch, wie viele Blütenblätter von Rosen niederfielen. Sie kamen in grosser Menge von der Sonne her. In der Höhe waren sie gross; wenn sie sich uns näherten, wurden sie klein und verschwanden dann... Die Leute hielten ihre Hüte hin, um sie einzusammeln; doch wenn sie sie fassen wollten, war nichts mehr da. Ein solches Blütenblatt fiel mir auf die linke Schulter. Ich wollte es geschwind nehmen; doch da war es verschwunden!»

Als die Sonne an diesem 13. Oktober 1917 in ihrem apokalyptischen Tanz die Menge vor dem «Zorn Gottes» beben machte, sank alles auf die Knie nieder, auf das sumpfige, aufgeweichte Erdreich, auf einmal nur noch Reue und flehentliche Verzweiflung und schauernd vor der Macht dessen, dem die Sonne zu Gebote stand – da, wie von unsichtbarer Hand gefangen, hielt die Sonne auf einmal

in ihrem Sturz inne und kehrte wieder, taumelnd noch, an ihren Platz zurück. Und die Menschen stimmten in gewaltigem Chore das Credo an.

Siehe da: Wie die erschütternde Erscheinung verschwunden war, fanden sich 70000 vordem völlig durchnässte Menschen in ganz und gar trockenen Kleidern wieder. Ein Wunder des Wunders?

Wunder gibt es nicht

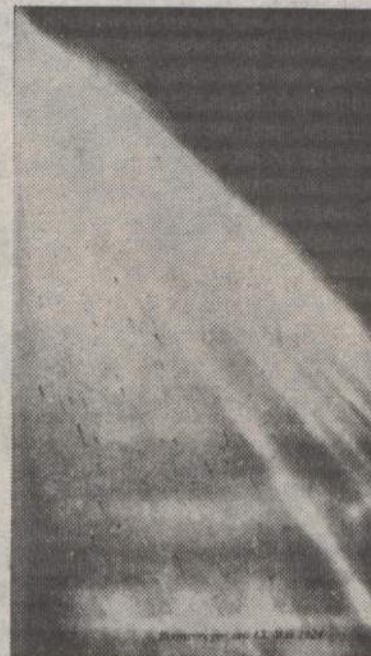
Also ist das «Sonnenwunder» von Fatima eine Massenpsychose, eine kollektive Geistesverwirrung? Doch was hätte 70000 Augenpaare so verrückt mitspielen können, dass alle aufs Mal derselben «Fata Morgana» zum Opfer gefallen wären? Hysterie vermag vielleicht Menschen in Ohnmacht fallen lassen, wenn zehn Männer einem runden Leder nachhecheln und National- und Ehrgefühl davon abhängen, wievielmals die zehn das runde Leder in einen aufgestellten Holzkasten zu befördern vermögen – aber die Sonne zum Tanzen bringen? Noch dazu auch für die Augen von Menschen, die zehn Meilen von der «Cova da Iria» entfernt das Wunder sahen wie zum Beispiel der Dichter Alfonso Lopes Vieira?

Einzig: Die Sonne war es auch nicht, die da am Himmel getollt und getanzt hatte und beinahe heruntergefallen war, denn kein Observatorium rund um den Erdball hatte zu jener Stunde irgend ein ungewöhnliches Ereignis vermerkt.

Was also ist Fatima? Ein Ort der Hoffnung und der Gnade, wo wirklich die Muttergottes erschienen ist? Oder das Überbleibsel eines religiösen Rührstücks aus den Anfängen eines damals noch nicht genügend «aufgeklärten» Jahrhunderts in einem rückständigen, bigott katholischen Land?

Heute, siebzig Jahre später, neigen die meisten nunmehr «aufgeklärten» westlichen Zivilisationsmenschen zur zweiten Variante von Rührstück oder Massenpsychose. Kein Wunder. Eine Menschheit, die alles mit menschlichen, fleischlichen, blutigen Eilen misst, kann ja gar nicht auf andere Schlüsse kommen. Eine Menschheit, die Gott durch das Prinzip Zufall exorziert hat und sich selbst als das Mass aller Dinge betrachtet, kann ja wohl nicht zu höheren Erkenntnissen sich emporrecken.

Des Menschen Fehler ist, dass er alles, was er nicht erklären kann, als Hirngespinnst oder Wunder abtut. Gerade so wie ein Blinder, der behauptet, auch der Tag sei schwarz wie die Nacht. Unmöglich, ihm je das Gegenteil zu beweisen! Seine Realität ist



Die einzige Aufnahme des «Blumenregens» von Fatima vom 13. Mai 1924. Je tiefer die Blumen fielen, desto kleiner wurden sie, bis sie über dem Erdboden plötzlich verschwanden.

schwarz, etwas anderes vermag er niemals wahrzunehmen.

Geistig umnachtet

«Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als sich unsere Schulweisheit träumen lässt», lässt William Shakespeare den Hamlet sagen. Mehr Dinge auch, als unsere stümperhaften Organe erfassen können.

Gemessen an allen bekannten Erscheinungen sind die menschlichen Sinnesorgane im Embrionalstadium steckengeblieben. Der Homo Sapiens Sapiens, selbsternannte stolze «Krone der Schöpfung» hat beispielsweise ein Gehirn, das er zu höchstens 15 Prozent auch gebrauchen kann. Die übrigen 85 Prozent liegen brach und warten noch darauf, dass der Mensch sie auch benutzen lernt. Im Moment jedenfalls befindet er sich objektiv noch in einem Stadium partieller geistiger Umnachtung.

Nicht viel besser unsere Augen. Sie vermögen nur gerade den winzigen Bereich von 0,4 bis 0,7 tausendstel Millimeter als «sichtbare Wirklichkeit» wahrzunehmen. Und dies in einem Spektrum, dessen bekannter Teil von einem milliardstel Millimeter (Röntgenstrahlen und ultrakurze Strahlen) bis zu vielen Metern (Radiowellen) reicht. Alle übrigen Strahlen in den grenzenlosen Gefilden elektromagnetischer Wellen, die das Universum ausfüllen, existieren für den Menschen einfach nicht. Wären unsere Augen allerdings fähig, im Langwellenbereich zu sehen, dann könnten wir mühelos nach Sizilien hinunterblicken.



Die drei Seherkinder von Fatima – Jacinta, Francisco und Lucia (von links). Vom 13. Mai bis 13. Oktober 1917 begegnete ihnen sechsmal eine Lichtgestalt, die sich als «Königin des Rosenkranzes» zu erkennen gab. Am 13. Oktober liess sie die Sonne «tanzen»...



Marienerscheinung auf der kopitschen Marienkathedrale des Kairoer Vorortes Zeitoun. Am 27. April 1968, morgens um zwei Uhr, erlebte Samy Antoun erstmals das Kommen Marias. Sie erschien in der Gestalt eines leuchtendhellen Lichts etwa zehn Meter über der höchsten Kuppel der Kathedrale. Sie schien etwa 1,80 Meter hoch und glich den bekannten Marien-Statuen. Über ihrem Haupte strahlte ein überaus heller Schein. Sie trug ein lichtblaues Gewand, und ihre Gesichtszüge waren von Liebe, Heiligkeit und göttlichem Ausdruck erhellt. Bis zum 6. Juli 1968 erschien sie regelmässig und heilte zahllose Menschen von ihren Leiden.

Und vermöchten wir die ultrakurzen Röntgen-Wellen wahrzunehmen, dann erschienen uns «feste» Gegenstände durchsichtig, und eine solch gläserne, transparente Welt wäre für uns dann ebenso real wie unsere jetzige Erde.

Fazit: Unsere hieb- und stichfesteste «Wirklichkeit», die wir wahrnehmen können, ist in Wirklichkeit nur ein Wassertropfen im Meer der real existierenden «Realität». Und doch erdreisten wir uns, diese unsere klägliche «Wirklichkeit» zum Prüfstein für Sein oder Nichtsein zu machen...

Ein Himmel ohne Heilige

In den vergangenen Jahrhunderten hat die Wissenschaft immer mehr die Kirche als Glaubensautorität verdrängt. Glauben war ohne Zweifel noch einfacher, als man glauben konnte, die Erde sei eine Scheibe und die Heiligen sässen im Himmelsgewölbe darüber. Als die Scheibe plötzlich zur Kugel wurde und die ordentliche Vorstellung von oben und unten zusammenbrach, als der Himmel plötzlich oben und unten war – wo blieb denn da noch Platz für die Hölle? Und wo hausten die Heiligen?

Je mehr die Astronomen mit ihren Fernrohren, Teleskopen und

schliesslich die Astronauten mit ihren Raketen den Himmel durchdrangen, desto ferner rückte Gott, denn ihm, den Engeln oder den Heiligen begegnete man da nirgends, und überhaupt hatte man sich den Himmel lieblicher vorgestellt denn als dunkle, lichtlose Weltenflucht.

Der Himmel, das schien klar, hat im Weltall nichts zu suchen.

Dann kam Darwin mit seinen Affen und verjagte Adam und Eva aus dem Paradies. Die Industrialisierung schliesslich brachte all die kleinen, begehrenswerten Götzen hervor, die wir nun als Ersatzgötter anbeten. Wer heute noch an die Bibel glaubt, ist für moderne, «aufgeklärte» Zeitgenossen hoffnungslos naiv, rückständig und überdies ein Schaf, das halt leider einen Hirten braucht. Wer hingegen an die Wissenschaft glaubt, erwirbt sich damit gesellschaftliches Ansehen, Dokortitel und Redaktorensessel. Plus einen Sitz in der Talk Show am Fernsehen.

Nicht dass Glauben partout besser als Wissen wäre. Seltsam nur, dass alle Welt kritisch hinterfragt, welche Religion denn eines Glaubens wert sei, aber niemand ernsthaft bezweifelt, ob denn das «Wissen», das unsere Herren Professoren

im Staatsdienst zutage fördern, überhaupt etwas taugt. Immerhin haben wir – trotz oder wegen? – des gottlosen Götzens Wissenschaft die Erde an einen Punkt manövriert, wo nur noch Glaube, Liebe, Hoffnung uns zu retten scheinen, aber nicht die Wissenschaft, die auf dem Dynamitfass weiterhin mit Streichhölzern spielt.

Langsam dämmert uns, dass Forschung ohne Ethik, ohne Glauben, ohne Demut vor der Schöpfung zum Geist aus der Flasche wird, der atompilzgleich die Menschheit bedroht.

Auf dem Weg in die Wüste

«Wer sucht, der findet», heisst eines der klaren, schnörkellosen Worte Jesu' in der Bibel. Dem könnte man anfügen, «Wie man sucht, so man findet». Eine Wissenschaft, die statt von Liebe und Demut und dem Wunsch, der Menschheit zu dienen von Macht-hunger, Arroganz und Zerstörungswahn getrieben ist, «erfindet», besser «findet» auch nur pervertierte Schöpfungen. Solche, die den Spiess gegen das Leben selbst richten. Das Leben töten – atomar zum Beispiel. Oder an der hilflosen Kreatur im Tierversuchslabor.

Schon lange forscht die Wissenschaft in die Tiefe. «Tiefenforschung» ist geradzum schon zum Qualitätsprädikat avanciert. Wer in die Tiefe, ins immer noch kleinere Teilchen forscht, zerstückelt, zerteilt, reisst auseinander, zerstört Zusammenhängendes, zerhackt Zusammenhänge. Sitzt am Ende da wie das Kind, das die herrliche Kirche aus Bauklötzchen gerade eben umgeschmissen hat und nun stauend vor dem kruden Haufen farbiger Holzwürfel sitzt, die nie und nimmer mehr die ursprüngliche Kirche ahnen lassen. Was täte der Wissenschaftler in der Situation des Kindes? Er würde eine tiefgründige Analyse von Lack, Farbe, Holzbeschaffenheit, Mass, Dichte, Schwere der Holzklötzchen machen, sie zersägen und chemisch analysieren, schliesslich zu den Molekülen vordringen und doch niemals die Kirche entdecken, die sie eigentlich sind.

Etwa an diesen gloriosen Punkt hat der arrogante, entfesselte, ungläubige Intellekt der Wissenschafts«götter» uns gebracht. Rätsel statt Lösungen, Spaltmaterial überall – nicht nur in der Atomtechnologie. Der alte hermetische Lehrsatz «Wie oben, so unten, wie unten, so oben» scheint vergessen, und, viel schlimmer noch, die seelenlosen Wissenschaftler haben das Leben enteelt, der Schöpfung das Phantastische geraubt, den Menschen den Glauben ausgetrieben, ihn aber nicht

durch Wissen ersetzen können – denn was wissen wir schon über den Ursprung des Lebens? Und aus dem Himmel haben sie ein unheimliches, unberechenbares, dampfendes, lebloses Universum gemacht, wo «schwarze Löcher» starren und Supernovae explodieren. Und der Mensch das Gefühl bekommt, allein und verloren im Bauch eines ziemlich unmenschlichen All-Vulkans zu sitzen.

Dort, wo der Mensch sich selbst als Mass aller Dinge nimmt, fängt sein Niedergang an. Die gesamte Menschheit, seien wir es uns bewusst, befindet sich in einer Phase des sich beschleunigenden Niedergangs, und die hoffährigen, glamourösen «Freiheiten», die sie genießt, sind nichts als Täuschungsmanöver auf dem Weg in die Wüste, wo alles nur noch wüst und leer sein wird.

Die Dynamik einer Gesellschaft verunmöglicht es ihr, sich über längere Zeit in einem Punkt des Gleichgewichts zu halten. Sie entwickelt sich entweder auf- oder abwärts. Entscheidend für ihre Entwicklung ist die Richtung, in die sie blickt, nach der sie gehen will, sind die Ideale, der sie huldigt.

Der gegenwärtige Weg der Menschheit führt weg von Gott. Und falls Sie über diese Formulierung etwas erschrocken sind, weil, wer schreibt denn heute schon über «Gott» (ausser zynisch), wer wagt es schon, sich zu Gott zu bekennen (ausser Pirmin Zurbriggen) – dann ist das ihr ganz persönlicher Beweis für die Niedergangstheorie. Der Weg der Menschheit führt weg von Gott, und auch die Wohlstands-«New Age»-Bewegung tut nichts anderes. All die sehnsüchtig nach der «Morgendämmerung eines neuen Zeitalters» gierenden, meist westlichen



Gott in der Höh als Herrscher über Himmel und Erde – eine Vorstellung, die heute fast nur noch müllerdiges Lächeln auslöst.



Am 7. August 1566, um die Zeit des Sonnenaufgangs, erschienen über dem Basler Münster «vil grosser schwarzer kugelen im luft», «welche für die Sonnen mit grosser schnelle und geschwinde gefahren»...

Zivilisationsmenschen mit Bankkonto und Therapie-Erfahrung wollen nicht Gott (wie altmodisch!), nicht die Erhöhung, sondern endlich, Herrgott nochmal, sich selber finden. Sind also bauchnabelzentriert. Wollen ihre «individuelle Freiheit», die nichts als ideologisch umschwafelter Egoismus ist, um keinen Preis einem Dienst am Nächsten opfern, es sei denn, als Therapeuten und zwecks Gelderwerb.

Nochmals: Der Weg der Menschheit führt weg von Gott. Glauben Sie an Gott? Ehrlich, innig, brennend? Haben Sie die Bibel in den letzten zwei Jahren einmal freiwillig zur Hand genommen? Beten Sie täglich, selten, nie? Vielleicht gehören Sie zur Minderheit. Die Mehrheit findet solche Fagen peinlich, quatsch, tabu.

Für sie ist die Bibel zweitausend Jahre alter Mythologien-Zauber, angestaubtes Fabelwerk und allenfalls smymbolisch gemeint. Jesus? Fraglich, ob's den überhaupt gegeben hat und wenn, dann sicher nicht in der Form wie beschrieben, sondern viel, viel menschlicher. Wunderheilungen, auf dem Wasser wandeln? Na ja, ersteres gibt's heutzutage auf den Philippinen, letzteres beinahe schon im New Age-Kurs und ist überdies vermutlich allegorisch gemeint. Und überhaupt haben die Evangelisten die Jesus-Geschichte ja erst viele hundert Jahre nach dessen Ableben aufgeschrieben. Was soll man da schon für bare Münze nehmen?

Maria, «Unbefleckte Empfängnis»? So eine Diskriminierung der Gebärfunktion und -fähigkeit der Frau! Darin ist die Kirche besonders bigott. Entzog doch tatsächlich der deutschen Theologin Uta Ranke-Heinemann die Lehrerlaubnis, bloss weil die öffentlich

vertreten hatte, Jesus sei auf völlig normale, fleischliche Art gezeugt und geboren worden und die Märchen vom Heiligen Geist und Marias Jungfräulichkeit nur von frauenhasserischen mittelalterlichen Priestern erfunden worden, um ewig Weib und Fleischeslust mit der Sünde zu besudeln.

Engel? Kennt man als biblische Posaunenbläser (wenig überzeugend) und von Grossmutter's Bild über dem Bett (kitschig). Ansonsten weder Bedarf noch Verwendung, es sei denn zur Schaufensterdekoration in der Adventszeit.

Himmel? Kommt vorwiegend auf Ferienprospekten und Postkarten vor, himmelblau, ferner in Kirchenkuppeln, wo immer irgendwelche Heiligen auf irgendwelchen Wölkchen sitzen. Von Flugreisen und von den Mondflügen her weiss man aber, dass es diesen Himmel nicht gibt. Genausowenig wie die Heiligen.

Und es gibt ihn doch!

Genug jetzt. Und falsch, himmelschreiend falsch! Gigantisch grotesker, tragischer Denkfehler einer arroganten, denkfaulen Menschheit!

Warum sollte es die Heiligen, inklusive Jesus und Maria nicht geben? Real, immer noch, als wirkliche berührbare Wesen? Warum sollte es den Himmel nicht geben? Und zwar nicht nur als Vertröstung auf ein besseres Jenseits! Und schon gar nicht als rein geistige Konzeption, wo körperlose Wesen irgendwo in «Seligkeit» umherschweben.

Dies ist der Denkfehler der Menschen: Alles, was man nicht erklären kann, als Ausbund einer sehnsuchtsvollen, verklärten Phantasie anzunehmen, statt als kurzes Aufblitzen einer anderen, für uns nicht wahrnehmbaren

Wirklichkeit. Wenn es einen Himmel gibt, wo sich die «Seelen» der Menschen nach ihrem irdischen Tod hinbegeben, dann muss dieser Himmel auch räumlich vorhanden sein. Denn eine individualisierte Seele bzw. ein individualisierter Geist kann nur als Einzelwesen weiterleben, wenn er sich in irgendeiner «Form» manifestieren kann. Individualität verlangt nach einer Form, einem Kelch, einem Gefäss, worin sie sich ausdrücken und vom übrigen unterscheiden kann. Manifestiert sich also «räumlich», wenn vielleicht auch in einer feinstofflicheren «Räumlichkeit» als unserer grobphysischen. Also kann es den Himmel als reines Geistkonzept, inexistent im Raum, nicht geben.

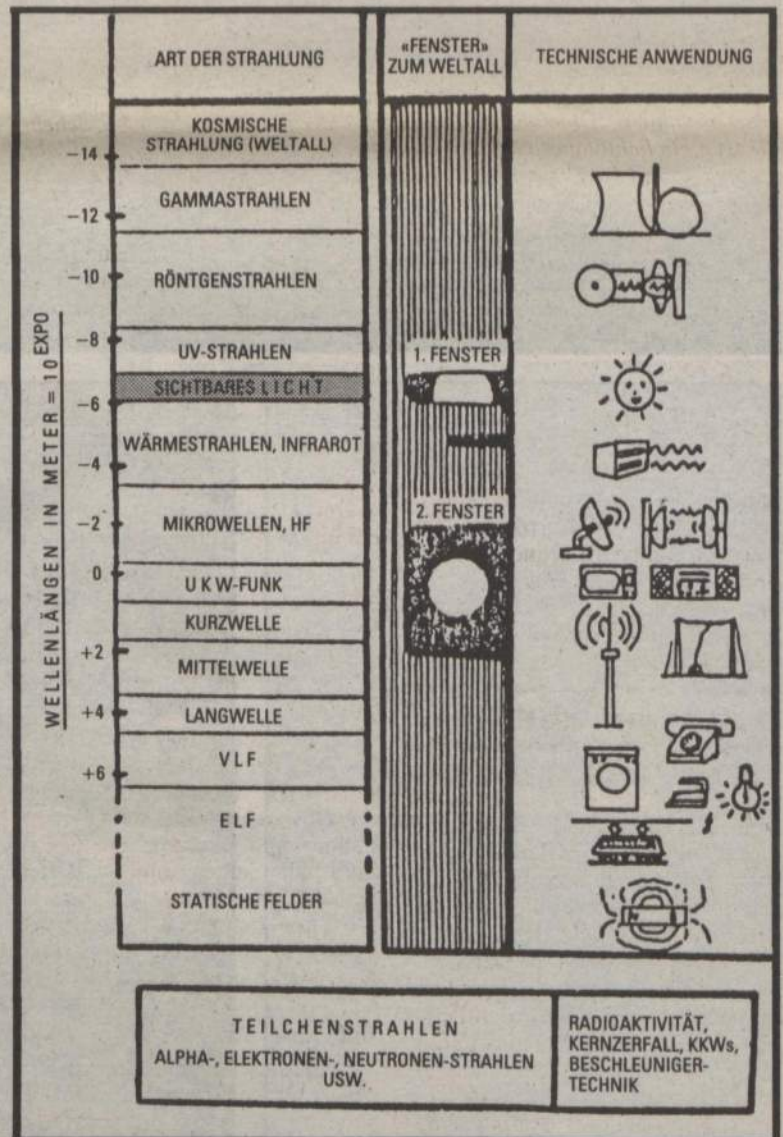
Es sei denn, es gebe den Himmel nicht. Dass es ihn aber gibt, das möchten wir nun gerne beweisen.

Ein Raumschiff namens Erde

«In meines Vaters Haus gibt es viele Wohnungen», sagte Jesus einmal. Wir können sie sehen, in wolkenlosen Nächten, wenn sie

von fern ihr stilles Sternenlicht uns senden. Die «Wohnung» der hiesigen Menschheit ist das Raumschiff Erde. Pardon, der Planet Erde. Was anderes als die übrigen, wahrhaft «unzähligen» Planeten sollte Jesus gemeint haben, wenn er von den vielen Wohnungen in seines Vaters Haus sprach? Allein unsere Galaxie, die Milchstrasse, soll etwa zweihundert Milliarden Sonnensysteme beherbergen. Und es gibt Milliarden von Galaxien im Weltall, dessen «Ende» wir nirgends zu erahnen vermögen... Nur schon die Gesetze der Wahrscheinlichkeit und der Logik sprechen in allen Punkten dafür, dass es erstens auf diesen zahllosen Himmelskörpern intelligentes Leben geben muss, und dass dieses sich zweitens auf verschiedenen Entwicklungsstufen befindet. Dass es Planeten gibt, wo erst die Urmaterie sich zusammenrauft. Andere, wo bereits liebliches Pflanzengrün atmet. Solche, wo Tiere und schliesslich Menschen in einem frühen Entwicklungsstadium leben. Dass es aber auch Welten gibt, die der unsrigen um

Fortsetzung auf Seite 26



Winzig klein in den unendlichen Gefilden von Strahlen ist der Bereich, den unsere Augen sehen können. Für alle übrigen, ebenso realen Strahlen, sind unsere Augen blind.

Zeichen am Himmel



Er ist der Fuji Yama Nordamerikas. Ein 4317 m hoher, erloschener Vulkan, sechs Autostunden nördlich von San Francisco im nordkalifornischen Siskiyou-County gelegen. Alten Indianersagen entsprechend Sitz der Götter, Heiliger Berg. Sein Name: Mount Shasta. Besondere Kennzeichen: Einer der spirituellen Kraftpunkte der Erde, wie zum Beispiel auch der Machu Picchu, der mexikanische Popocatepetl, die Grossen Pyramiden und Delphi in Griechenland.

Heutigen Erzählungen zufolge soll das Innere des Berges einer der geheimen Treffpunkte einer kosmischen Licht-Bruderschaft sein. An die Lichter, die oft ab der Abenddämmerung den Berg wie Glühwürmchen umschwärmen, haben sich die Bewohner bis hinunter nach San Francisco längst gewöhnt. Auch an die seltsamen Wolken, die immer wieder in der Nähe des Gipfels «stehen». So zum Beispiel am 3. April 1987, als Hunderte von Menschen eine «Wolke» sahteten, die stundenlang über dem Mount Shasta schwebte. Sie veränderte ihre Form nicht, wechselte jedoch mehrmals ihre Farbe von Blau über Gelb bis zu einem hellen Grün. Erst als sich am frühen Abend ein Aufklärungsflugzeug der US-Luftwaffe der Wolkenformation näherte, löste sich das Himmelsgebilde auf.

Kein Wunder, interessierte sich die amerikanische Luftwaffe für die «harmlose» Wolke: In ihrem Innern verbarg sich ein UFO, ein Raumschiff ausserirdischer Herkunft.

Durch Kondensation der Luftmoleküle in elektrogravitischen Schwerfeldern bildet sich eine künstliche Wolke rund um das UFO herum – eine willkommene Tarnung, die bei Erkundungsflügen innerhalb der Erdatmosphäre oft errichtet wird.

Sprach Jahwe zu Moses und dem Volk Israels vielleicht aus einer solchen «Wolke» heraus? Und welcherart Wolken gedachte Jesus, als er seinen Jüngern prophezeite: «Dann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel sichtbar werden. Die Völker der ganzen Welt werden jammern und klagen, wenn sie den Menschensohn auf den Wolken des Himmels mit göttlicher Macht und Herrlichkeit kommen sehen...».



«Und siehe, es kam ein ungestümer Wind von Mitternacht her mit einer grossen Wolke voll Feuers, das allenthalben glänzte; und mitten in demselben Feuer war es lichte. Und darinnen war es gestaltet wie vier Wesen, und dieselben waren anzusehen wie Menschen.» *Hesekiel 1:4*





Die Israeliten beim Durchzug durch das Rote Meer. Gott in seiner Wolke teilt die Wasser. In der Bildmitte erkennbar ein röhrenförmiges Gebilde, das aus der Wolke herniederkommt – eine wohl gar nicht so falsche Darstellung des Anti-Gravitationsstrahls, den «Jahwe» vermutlich gebrauchte.

Fortsetzung von Seite 23

Jahrtausende, Jahrmillionen voraus sind...

Dem Himmel näher

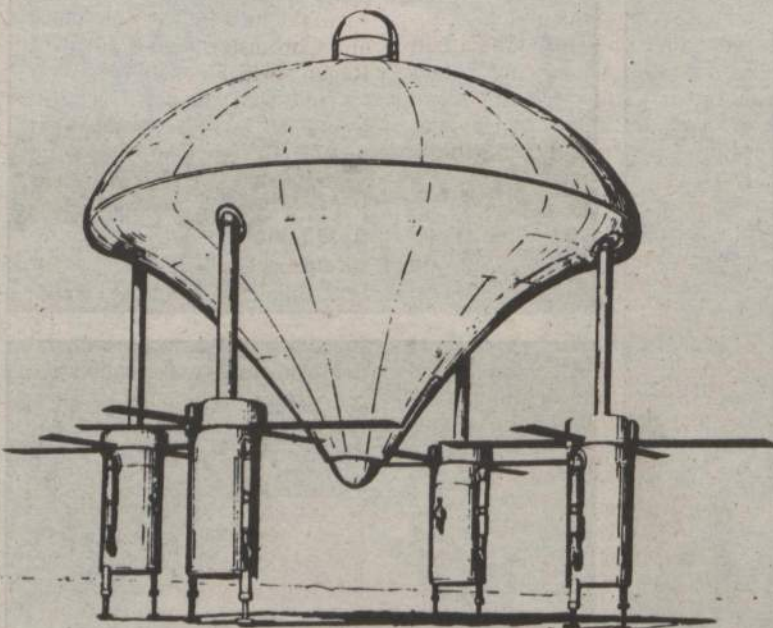
Letzteres ist vielleicht schwierig sich vorzustellen. Stehen wir heute doch an einem Punkt, wo es für denkende, sehende Menschen unmöglich scheint, sich weiterzuentwickeln, weil das Ende der Menschheit zur Frage eines Knopfdruckes geworden ist. «Fortschritt» hat heute immer den Beigeschmack von Zerstörung. «Fortschritt» ist auf unserem Planeten offenbar immer nur ein Schritt näher zu seinem Kollaps. Wenn es Welten gibt, die immens weiterentwickelt sind als wir, so müssen die wohl irgendwie anders geartet sein.

Weiter entwickelt in Sachen Liebe, Herz und Seele. Diese wei-

terentwickelten Wesen auf ihren weiterentwickelten Sternen müssen also gewissermassen «dem Himmel näher», besser – «heiliger» sein als wir Raufbolde und Tunichtgute hinieden. Ein bewohntes Universum muss göttig sein, liebevoll, helfend, dienend. Wäre es dies nicht, würde der Widergeist walten, so hätte der gigantischste Krieg der Sterne schon längst zum Kollaps ganzer Galaxien geführt. Nur schon die blosse, dazu noch so «ordentliche» Existenz des Universums spricht dafür, dass es Gott gibt, und dass die Mehrheit der Kräfte, die im Universum walten, Gott ergeben sind.

Mit dem Latein am Ende

Doch nun von der Theorie zur Praxis. Gibt es Phänomene, die



«Im dreissigsten Jahr, am fünften Tage des vierten Monats», tat sich für den Propheten Ezechiel «der Himmel auf, und Gott zeigte mir Gesichte». Josef F. Blumrich rekonstruierte nach Ezechiels blumiger Schilderung die seltsame Erscheinung – und kam auf eine UFO-artige Maschine.

auf die Existenz ausserirdischer Wesen schliessen lassen? Sie lächeln, natürlich, diese kuriosen seltsamen Flugobjekte da, die vor allem zur Sauregurkenzeit in den Gazetten auftauchen. Wittern sie nun bloss nicht Blasphemie, wenn wir diese fliegenden Untertassen mit dem Himmel in Verbindung bringen. Denn es ist der Mensch, der diese «Unidentifizierten Flugobjekte» zu einem Klamauk, einem reisserischen Spektakel gemacht hat. Es ist die gottferne Gesellschaft im Niedergang, die über die «kleinen grünen Männchen» nur Witze reissen kann oder umsatzträchtige, brutale Hollywoodfilme drehen. Der Geist der Menschheit spricht eine deutliche Sprache: Er hat die unerklärlichen, flachen Flugscheiben «Fliegende Untertassen» genannt, später etwas technokratischer «UFO»s (eine ähnlich hilflose Abkürzung wie «AIDS»), und beide offenbaren, dass der Mensch da mit seinem Latein am Ende ist.

Vor zweitausend Jahren sprachen gottesfürchtige Menschen noch mit anderen Zungen. «Fliegende Wolken», «Feuerwagen», «Feuerwolken» oder «Feuerräder» erschienen den Propheten der Bibel am Himmel über Palästina, und natürlich waren sie die Fahrzeuge Jahwes, des alleinigen Gottes.

Humbug, Gotteslästerung? Aber nein, denn «Feuerwagen» wie «Fliegende Untertassen» sind lediglich Umschreibungen für die gleichen Himmelserscheinungen. Genausowenig, wie wir erwarten würden, dass die Untertasse auf unserem Frühstückstisch plötzlich als UFO entschwebt, dürfen wir uns den «Feuerwagen» als brennende Himmelspostkutsche mit einem Gespann fliehender Pferde davor denken.

Ausserirdische Raumschiffe, deren «erstes Erscheinen» sich vor vierzig Jahren ereignet haben soll, leuchten in Wirklichkeit an unserem Himmel, seit die Menschen Worte haben. In den alten Sanskrit-Schriften Asiens werden sie «Ventla» oder «Vimana» genannt. Was soviel wie «Himmelsfahrzeug», «fliegender Feuerwagen, selbsterzeugt und selbst-bewegend» oder auch «fliegender Palast» heisst. Die «Ramayana» und die «Maha Bharata» sind übervoll mit Schilderungen prähistorischer himmlischer Fahrzeuge. In der «Ramayana» wird beispielsweise erzählt, «Der Puspaka-Wagen, der der Sonne gleicht und meinem Bruder gehört, war vom mächtigen Ravan gebracht worden; dieser luftige und hervorragende Wagen, der absolut dem Willen gehorcht, ist bereit für Sie. Dieser Wagen, der einer grossen Wolke im Himmel gleicht, ist in der Stadt

Lanka.» Aus den gleichen Schriften stammen die Zitate: «Der schöne Himmelswagen besass die Strahlung des Feuers»; «Wie ein Komet am Himmel», «es schien, als hätte es zwei Sonnen am Firmament. Der ganze Himmel leuchtete, als sie hinanstiegen» – das sind eine Handvoll aus Hunderten phantastischen UFO-Beschreibungen aus dem alten Asien.

Die Glocken des Xenophon

Cicero schreibt im 43. Kapitel seines Werkes «De Divinatione» von «Kugeln am Himmel», Julius Obsequens in «Prodigia» von «zwei flammenden Schilden». Letztere Bezeichnung findet man auch bei Aischylos, Plutarch, Seneca und Valerius Maximus. Xenophon unterscheidet in den 12 Kapiteln seiner «Anabasis» die Objekte als «Glocken», «Teller», «Muscheln». Der alte Chronist Lycostenes überliefert «Kreuze und Balken am Himmel». Dio Cassius berichtet, bei der ersten Landung der Römer in Grossbritannien unter Aulus Plautus im Jahre 43 vor Christus sei ein Rundobjekt wie ein Blitz von Ost nach West gefahren. Die Zeitung von Alt-Nürnberg schreibt 1561 von «Kugeln, Scheiben» und «Röhren am Himmel», die «im Innern drei, vier oder noch mehr Kugeln enthalten und über der Stadt gesichtet wurden». 1566 tauchten am 17., 18. Juli und am 7. August bei Sonnenauf- und -untergang seltsame Kugeln über der Stadt Basel auf. Der zeitgenössische Astronom Samuel Coccius berichtete: «... plötzlich war die Sonne kleiner geworden und hatte eine ungewöhnliche Farbe und Form angenommen; sie verlor abrupt ihre Strahlkraft und schien



Foto eines unidentifizierten Flugobjekts, das Robert Kennedy bei Portland/Indiana aufgenommen hatte. Kennedy, Polizeibeamter Robert Glenzer und andere Zeugen sahen ein Objekt, das sich in Schüben fortbewegte, plötzlich anhhielt und geräuschlos flog.

riesige Blutstropfen zu weinen... Am 7. August, vor Sonnenaufgang, wurden viele grosse schwarze Kugeln am Himmel gesehen. Plötzlich begannen sie mit grosser Geschwindigkeit gegen die Sonne zu fliegen. Einige von ihnen gingen aufeinander los wie bei einer Schlacht. Manche wurden feuerrot, wenn sie verschwanden...».

Natürlich wimmelt es auch in der Bibel nur so von Prophetenworten, die sich auf «unidentifizierte Flugobjekte» beziehen. Doch davon später. Erst noch etwas zur Sprache: Den «Himmel» der Bibel würde man heute modern mit «Raum», «Weltraum» oder «All» bezeichnen. Und die «Engel» von gestern würden wir heutzutage als «Raumwesen» oder «Ausserirdische» bezeichnen, denn das sind sie faktisch ja: Wesen, die aus dem All, aus dem Weltraum auf die Erde gekommen sind. Meist, um Hilfe oder die Kunde kommender Zerstörung ungöttlicher Zustände zu bringen, weshalb das Wort «Engel» im Griechischen auch soviel wie «Bote Gottes» bedeutet. In der Bibel finden sich um die 300 Fälle von Begegnungen zwischen Erdmensch und Raumwesen, sprich Engeln.

Mit einer Wolke bekleidet

Die Schleier beginnen, sich zu lüften... und lassen schon erahnen, dass biblische Geschehnisse als wahre, reale Begebenheiten aufzufassen sind und nicht als

übernatürliche Spintistereien, als (fauler) Mythologienzauber. Unsere Religion sollte endlich näher an die Wirklichkeit rücken, statt alles, was religiös ist, in das Ghetto des Übernatürlichen, also nicht so Ernst zu nehmenden, zu verbannen.

Die Engel der Bibel, die Raumwesen also, lenkten fast immer eine Art Fahrzeug. In der Johannes-Offenbarung, Kapitel 10, heisst es: «... und ich sah einen andern starken Engel vom Himmel herabkommen; der war mit einer Wolke bekleidet.» Ersetzen wir die symbolische Sprache und die morgenländische Phantasie durch sachliche, westliche Begriffe: «Mit einer Wolke bekleidet» heisst soviel wie «von einem Gegenstand umgeben». Ein Satz von Jesaja (60:8) verdeutlicht, dass es sich dabei nicht um wirkliche Wolken handelte: «Wer sind die, die da fliegen wie die Wolken?» Sacharjah (5:1) spricht von «fliegenden Rollen», die den heute «zigarrenförmige UFOs» genannten Raumschiffen entsprechen dürften (siehe auch Kasten Seite 33). Bei Jesaja (14:29, 30:6) ist von «fliegenden Schlangen» die Rede.

Den klarsten und treffendsten Namen jedoch für diese Flugkörper oder Raumschiffe, hat Hesekeel (Ezechiel, Hes. 1) geprägt: «Kreisende Räder». Seine biblische «UFO»-Schilderung fiel wohl blumig, doch so detailliert aus, dass Josef F. Blumrich ein ganzes Buch darüber schreiben konnte und auch zeigte, wie ein Raum-

schiff nach Ezechiels Rezept ausgesehen haben müsste (siehe Skizze Seite 26).

Auch der Stern von Bethlehem soll ein ausserirdisches Raumschiff gewesen sein. Zweifellos die ausführlichste und langwährende Begegnung mit den hoch entwickelten Wesen von anderen Sternen machten Moses und das Volk Israel auf dem Exodus. Wieder einmal hatte ein Raumschiff sich mit einer Wolke getarnt. Wir wollen diese unglaubliche Auszugs-Geschichte etwas näher unter die Lupe nehmen. «Jahwe zog vor ihnen her, bei Tag in einer

Wolkensäule, um ihnen den Weg zu zeigen, bei Nacht in einer Feuersäule, um ihnen zu leuchten, damit sie bei Tag- und Nacht wandern könnten.» Sicher geleitete Gott in seiner Wolke das ausziehende Volk bis an die Ufer des Roten Meeres.

«Da veränderte der Engel Gottes, der dem Heer der Israeliten vorauszog, seinen Platz und trat hinter sie. Auch die Wolkensäule vor ihnen wechselte ihren Platz und trat hinter sie, so dass sie zwischen das Heer der Ägypter und das Lager der Israeliten zu stehen kam. Die Wolke blieb dunkel und

Engelhaar und summende Bienen

«Während UFOs im allgemeinen als geräuschlos fliegend bezeichnet werden, sprechen Meldungen über sehr tief fliegende Scheiben von einem summenden Ton, vergleichbar mit dem eines Bienenschwarms, einer Orgel oder eines schnell laufenden Generators», hält Adolf Schneider in seinem Buch «Besucher aus dem All» fest. Auch die Menschen in der Nähe der Steineiche von Fatima hatten ein Geräusch vernommen, das wie das «laute Summen einer Biene» tönte.

«Sehr viele UFO-Beobachter sprechen von auffallenden Farbveränderungen im Zusammenhang mit der Schnelligkeit der Flugobjekte. So erscheinen sie beim Fallen (Abbremsen) in einer roten bis orangen Farbe, beim Steigen leuchten sie grün bis blauweiss bei sehr hohen Geschwindigkeiten. Darüber hinaus melden zahlreiche Beobachter übereinstimmend die Führung von Lichtern in den Farben rot-weiss-grün, welche entgegengesetzt zum Uhrzeigersinn mit etwa 10 Umdrehungen pro Minute rotieren.» (Schneider). Das «Sonnenphänomen» von Fatima steht also keineswegs einzigartig da, sondern ist bei UFO-Sichtungen rund um den Erdball schon ähnlich wahrgenommen worden.

Im UFO-Report «The UFO Evidence» ist festgehalten, dass es bei Sternschiff-Sichtungen aus der Nähe überaus häufig zu starken Hitze-Einwirkungen kommt. Ein Fall, der in ganz Brasilien Schlagzeilen machte: Am 5. November 1957 näherte sich dem Fort Itaipu an der Ostküste des Landes ein Flugobjekt. Alle Wachtposten litten auf einmal unter einer völlig erstickenden Hitze, der Strom wurde unterbrochen. Später mussten einige von ihnen mit verschie-

denartigen Verbrennungen in ärztliche Behandlung. Verbrennungen, wie sie ähnlich Moses erlitten hat? Die Hitze-Strahlung, die die durchnässten Kleider der Pilger von Fatima trocknete?

Im Zusammenhang mit zahlreichen UFO-Meldungen stehen auch Berichte über eine merkwürdige flockenartige Substanz. Dieses sogenannte «Engelhaar», eine spinnweb-, bzw. gallertartige Masse, soll häufig nach dem Vorüberflug von Flugobjekten heruntergefallen sein. Am 27. Oktober 1954 erschien während eines Fussballspieles über Florenz ein UFO, das von Tausenden beobachtet wurde und dessentwegen das Spiel mehrere Minuten lang unterbrochen wurde. Nachdem das Objekt verschwunden war, bereitete sich am Himmel eine Art «grossen Spinnwebes» aus. Es verwandelte sich, wie Zuschauer und Chronisten sagten, in einen Regen «wie Flocken von Watte», die sich auf den Dächern, Bäumen und Strassen des Orts festsetzten. Auch auf Prato und Siena fiel «Watte aus dem Weltraum» nieder. Giovanni Canneri, Direktor des chemischen Institutes der Universität Florenz eruierte darin Bor, Silizium, Kalzium und Magnesium, Substanzen von wahrscheinlich fadenförmiger, makromolekularer Struktur. Niemand ist allerdings in der Lage zu sagen, wie diese mysteriöse Substanz hergestellt, wie sie verwendet und warum sie verstreut wurde.» Dieses «Engelhaar» ging ausser mehrmals in Fatima auch unzählige Male an anderen Orten rund um den Globus nieder. Woraus bestand wohl das Manna, das «Jahwe» über das hungrige Volk Israels in der Wüste regnen liess?



Eine weitere Version des Raumschiffs, das Ezechiel erschienen war. Er beschreibt das Objekt wie einen juwelenbesetzten Thron, der über dem Tempel von Jerusalem erschienen war und als Räder, die in den Himmel emporstiegen.

die Nacht verstrich, ohne dass sich die Heere während der ganzen Nacht einander nähern konnten. Nun streckte Mose seine Hand über das Meer aus. Jahwe liess die ganze Nacht das Meer vor einem starken Ostwind zurückweichen und legte das Meer trocken. Die Wasser spalteten sich, und die Israeliten zogen auf trockenem Boden mitten durch das Meer, während die Wasser zu ihrer Rechten und Linken wie eine Mauer standen.»

Soweit die Bibel.

Versuchen wir, diese «mystischen», geheimnisvollen Vorgänge zu entschlüsseln! Wie kann ein Raumschiff den Israeliten als Wolke erscheinen? Wenn ein Raumschiff in die Verdichtungsebene unserer Atmosphäre gerät, kondensieren die Wassermoleküle unserer Atmosphäre durch das starke, das Raumschiff umgebende Hitzefeld zu einer «Wolke». Das UFO bewegt sich in einem eigenen Schwerefeld (siehe auch Kasten Seite 29) – der Grund übrigens, weshalb es sich mit ungeheurer Geschwindigkeit in alle Richtungen bewegen kann. Es ist damit der Erdanziehungskraft nicht unterworfen. Durch dieses Schwerefeld wird nun die Wolke um das Raumschiff herum stabil gehalten, indem sich das Wolkenewebe entlang den Kraftlinien des Raumschiffes dreht. Wie ein verhüllender Schleier tarnt diese Wolke das Sternschiff also dauerhaft. Zudem lassen die Wir-

bel um den Rumpf des Raumschiffes die Atmosphäre auch als eine Wolke erscheinen, da jede Unreinheit der Luft, wie Sand und Staub, angesaugt werden und um das Schiff wirbeln. Nachts glüht die Aura wie ein Elmsfeuer, so dass es einer Feuersäule ähnlich ist. Heute noch «verstecken» die Ausserirdischen ihre Schiffe oft in solchen Wolkengebilden (siehe Fotos vom Mount Shasta und von Gran Canaria), und lediglich der amerikanischen Air Force war es schon gelungen, mittels Infrarotfilmen ein schimmerndes UFO in solchen Wolkenscheinungen aufzuspüren.

Dieses «Raumschiff Jahwes», das offenbar Herr über die Gesetze der Schwerkraft war, musste lediglich einen antigravitorischen Strahl aussenden, damit die Wasser des Roten Meeres zur Seite wichen. Dieser antigravitorische Kraftstrahl hätte zugleich alles auf dem Meeresboden schwerer werden lassen, sodass also – wie bei einem Schwamm, den man zusammendrückt – das Wasser herausgedrückt und zur Seite gedrängt worden wäre. Der Meeresgrund wäre durch die Schwerkraftwirkung zusammengepresst und gehärtet worden. Zweite Hypothese für das Austrocknen des Meeres-«Pfades»: Bei vielen UFO-Sichtungen wird von einer enormen Hitze berichtet, so dass der Schlamm auch durch die austretende Hitze hätte getrocknet werden können.



Eine Dame von einem anderen Stern. Asket ist 600 Jahre alt, sieht aus wie 20 und kommt von den Plejaden. Am 26. Juni 1975 durfte der bekannte UFO-Kontakter Billy Meier sie bei einem ihrer Besuche im Zürcher Oberland fotografieren.

Da der Anti-Gravitations-Strahl lichtgeschwindig ist, hätte es gereicht, dass Mose die Hand ausstreckte und in derselben Sekunde die Wirkung vom UFO herniederflutete: Ein Anti-Schwerkraftstrahl, der die Wasser teilte und in turmhohen Mauern zurückhielt. Auch der starke Ostwind, der laut Bibel wehte, könnte Folge dieses Vorgangs sein: Nicht nur Wasser und Boden unter dem UFO wären um ein mehrfaches schwerer geworden als im Normalzustand, sondern auch die Luft direkt unter dem Raumschiff. Die schweren Luftschichten hätte es in den «Wassertunnel» hinuntergedrückt und nach den beiden offenen Seiten weggedrängt. Aus welcher Richtung man auch marschiert wäre, hätte man diesen Wind als Gegenwind im Gesicht gespürt.

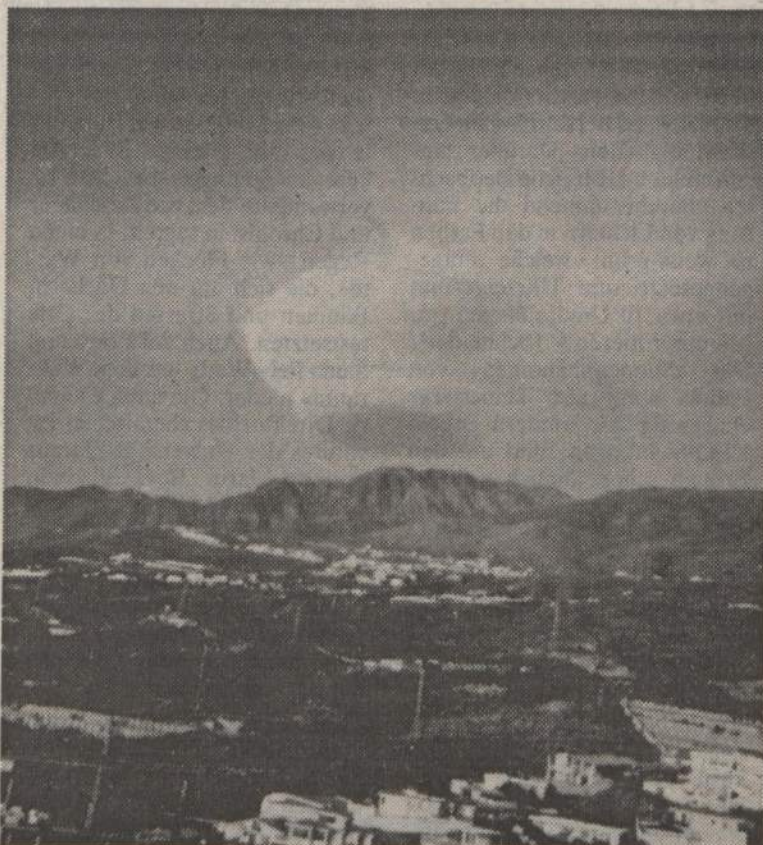
Da die Israeliten von Westen nach Osten gingen, mussten sie vermuten, es habe Ostwind geblasen. Und da sich durch die fallenden Luftmassen unter dem UFO ein Halbvakuum bildete, wurde leichtere Luft von oberhalb des Raumschiffes nachgesogen – die Folge: Ein nicht enden wollender starker «Wind». In der Mitte muss der Anti-G-Strahl weggefiltert worden sein – oder aber zweistrahlig ausgesandt, denn ansonsten wäre das durchziehende Volk Israels samt Vieh und Wagen ebenfalls unheimlich «erschwert» worden.

Nachdem die Israeliten das Meer passiert hatten, streckte Moses wieder die Hand aus, der Strahl wurde augenblicklich zurückgezogen – und die hereinbrechenden Fluten fielen über den nachfolgenden Ägyptern in sich zusammen.

In der Exodus-Geschichte gibt es noch mehrere Anzeichen dafür, dass es sich bei «Gottes Wolke» in

Tat und Wahrheit um ein verhülltes Sternenschiff gehandelt hat.

Zum Beispiel wurde da Mose befohlen, mit seinem ganzen Volk den Landungsbereich bzw. den Strahlungsgürtel des Raumschiffes zu meiden: «Du aber zeichne rings um den Berg eine Grenze und gebiete: Hütet euch, auf den Berg zu steigen oder auch nur seinen Fuss zu berühren! Jeder, der den Berg berührt, muss sterben.» (Ex. 19:12). Vermutlich war die Anti-gravitationsstrahlung so stark, dass sie jeden in der Nähe weilenden Menschen zumindest vorübergehend gelähmt hätte. Ein eingeschaltetes Raumschiff jener (vermutlichen) Grösse kann Gegenwartsberichten zufolge sogar das Gestein mit Strahlungsenergie aufladen. Offenbar durfte das Raumschiff in Gefahr eines sofortigen Energieverlustes den Boden nicht berühren und musste eingeschaltet über dem Berggipfel schwebend verharren. Die Energie wurde vermutlich auf das äusserste Minimum beschränkt, doch genügte sie, die Haut Moses' teilweise zu schädigen. Er trug Verbrennungen, ähnlich denen eines Sonnenbrandes, im Gesicht und an den Händen davon, so dass sein Antlitz leuchtete: «Als Mose vom Berge Sinai herabstieg – die Tafeln des Zeugnisses waren in der Hand des Mose, als er herabstieg – da wusste Mose nicht, dass die Haut seines Angesichtes strahlte, weil er mit ihm geredet hatte.» (Ex. 34:29). Da Mose bei Sonneneinwirkung Schmerzen empfand, wurde ihm zur Heilung der Haut eine Entstrahlungsmaske überreicht. Diese Schutzmaske trug er dann immer, wenn er für Verhandlungen mit den «Raumwesen» den Strahlungsgürtel des Raumschiffes durchschreiten musste: «Nachdem Mose seine Unterredung mit ihnen beendet



«Gott in seiner Wolke» – hatten die Israeliten vielleicht eine ähnliche Erscheinung erblickt? Ausserirdische Weltraumschiffe «tarnen» sich oft mittels einer Kondensation der Luftmoleküle in elektrogravitischen Schwerefeldern. UFO-Sichtung Februar 1982 in Gran Canaria.

hatte, legte er eine Hülle über sein Gesicht. Sooft nun Mose hineinging vor Jahwe, um mit ihm zu reden, nahm er die Hülle ab, bis er wieder herausging» (Ex. 34:33).

Ein Forscher findet Gott

Moses, wir wissen es, stieg auf den Berg Sinai, um aus der Hand «Jahwes» die zehn Gebote zu empfangen. Hat er sie vielleicht überreicht bekommen von hochentwickelten Raumwesen? Sind die zehn Gebote das (vermutlich verfälschte, fragmentarische) Überbleibsel eines allgemein gültigen Universalgesetzes, an das sich auch unsere Sternenbrüder und -schwestern halten? Und vermutlich um einiges besser als wir?

Dann würde der Mensch also gar nicht allein, verloren, ausgesetzt auf einem Staubkorn im unermesslichen All sitzen, umgeben einzig von öden, lebensleeren Planeten aus Stein, Gasen und Eis?

Welch traurige Gedanken-Ausgeburt einer gefallenen Menschheit. Nehmen Sie einmal an, Sie wären Gott. Würden Sie dann neun Planeten erschaffen, um eine Sonne kreisen lassen, aber nur einen einzigen, noch dazu einen der kleinsten davon mit Leben versehen? Welche Verschwendung!

Greifen wir auf Max Planck zurück, den deutschen Physiker und Nobelpreisträger. In einem Vortrag sagte er im Zusammenhang mit der Erforschung des Atoms: «Es gibt keine Materie an sich. Alle Materie entsteht und besteht nur durch eine Kraft, welche die Atomteilchen in Schwingung bringt und sie zum winzigsten Sonnensystem des Atoms (wie oben, so unten! Anm. d. Red.) zusammenhält. Da es aber im ganzen Weltall weder eine intelligente, noch eine ewige Kraft gibt, so müssen wir hinter dieser Kraft einen bewussten, intelligenten Geist annehmen. Dieser Geist ist der Urgrund aller Materie. Nicht die sichtbare und vergängliche Materie ist das Reale, Wirkliche, Wahre – denn die Materie bestünde, wie wir gesehen haben, ohne diesen Geist überhaupt nicht – sondern der unsichtbare, unsterbliche Geist ist das Wahre.

Da es aber Geist an sich allein auch nicht geben kann, sondern jeder Geist einem Wesen zugehört, müssen wir zwingend Geistwesen annehmen. Da aber auch Geistwesen nicht aus sich selbst sein können, sondern geschaffen werden müssen, so scheue ich mich nicht, diesen geheimnisvollen Schöpfer ebenso zu benennen, wie ihn alle Kulturvölker der Erde früherer Jahrtausende genannt haben: GOTT –.»

Ein grosser Naturwissenschaftler, der es geschafft hat, die Vor-

urteile eines gebundenen Denkens über Bord zu werfen, stösst bei seinen Gedankenforschungen plötzlich auf Gott. Entdeckt, dass alle Materie von Gott geschaffen, von Gott durchdrungen sein muss, weil die Materie nur ein Folgeprodukt des Geistes ist...

Gehen wir also davon aus, dass nicht der Zufall Universen und Sterne gebiert, sondern alles aus dem «Ur-Logos», dem «Ur-Geist», dem «Ur-Schöpfer» hervorgegangen ist. Und das Universum kann unmöglich öd und leer sein!

Auf der Welt gibt es einige Tausend Personen, die behaupten, in

telepathischem Kontakt mit höheren Wesen zu stehen. Mit Ausserirdischen, die zu Wohl und Warnung der Menschheit sich menschlicher Kanäle bedienen, um sich Gehör zu verschaffen bei denen, die hören mögen. Zweifelsohne gibt es unter diesen Leuten eine ganze Menge vorsätzlicher und auch selbst übertölpelter Lügenbarone, die sich nur wichtig machen wollen.

Wo immer publicity-freudige «Medien» mit massenwirksamen Prophezeiungen ein gutes Geschäft machen, ist allerhöchste Vorsicht geboten. Daneben, im Stillen, Verborgenen meist, wirken Menschen, die bei näherer

«Prüfung» glaubwürdig scheinen. Nicht nur tun sie ihre Arbeit völlig selbstlos und unprätentiös, die Texte, die sie von höheren Wesen empfangen, lassen denjenigen, dessen Verbindung Kopf-Herz noch nicht durch zynisch kalte Intellektualität zugefroren ist, spüren, dass es sich um Worte grosser Weisheit handelt, die einer anderen Sicht der Wirklichkeit entspringen, als der Erdenbewohner sie kennt. Aus den verschiedenen Quellen liest man da oft einander bestätigende Übereinstimmungen.

Doch bitte schnallen Sie sich jetzt an für einen kleinen Raumflug durch unser Sonnensystem!

4000 Kilometer in einer Sekunde

Erstens: Innerhalb unseres Sonnensystems gibt es keine weiteren intelligenten Zivilisationen.

Zweitens: Besuche «Ausserirdischer» von anderen Sonnensystemen sind ausgeschlossen, da nichts sich schneller als Licht fortbewegen kann, und die Distanz zum uns nächstgelegenen Fixstern Alpha Centauri, bei dem wir mit einem Planetensystem rechnen können, bereits 4,3 Lichtjahre beträgt. Die heute auf Erden zur Verfügung stehenden Raketen benötigten eine Reisedauer von einigen 10000 oder gar 100000 Jahren, um solche Fixsterne zu erreichen. Fazit von UFO-Gegnern: Ausserirdische Raumschiffe kann es nicht geben.

Weshalb die erste Behauptung falsch ist, erklärt der Hauptartikel. Zur zweiten: Die Ausserirdischen, die sich auf einer höheren Daseinsstufe befinden als wir, beherrschen Energie und Materie vollkommen und vermögen augenblicklich und auf einen blossen Willensimpuls hin Materie in Energie oder Energie in Materie zu verwandeln (was nichts anderes als ein Heraufsetzen bzw. ein Senken der Schwingungsrate bedeutet). Ebenso sind sie durch ihre Feinstofflichkeit nicht Raum und Zeit unterworfen.

Im Kosmos, in der interstellaren Raumfahrt bewegen sich diese Wesen auf eine Weise, die ebenfalls nichts mit Raum und Zeit oder Kilometerschwindigkeit zu tun hat. Ihre Raumschiffe sind im Grunde Energie-Umwandlungsgeräte. Wollen Wesen von einem weit entfernten Stern nun beispielsweise zur Erde reisen, stellt das Raumwesen sein Schiff samt Inhalt auf die Erdfrequenz ein, und augenblicklich ist es an seinem Bestimmungsort angelangt.

Und zwar wird das Raumschiff in seinen materiellen Grundbausteinen, also den Atomen und Molekülen durch eine Frequenz spiritueller, geistiger Energie in einen Zustand versetzt, den man mit «Auflösung des physischen Zusammenhalts» bezeichnen könnte. Die atomaren Kräfte, die die Elektronen an den Atomkern binden, gehorchen nunmehr einer höheren Kraft, und in diesem Zustand ist es möglich, auf einen Willensimpuls des Raumwesens hin den Raum zu überspringen.

Besser wäre allerdings, diesen Zustand als «Sein über Zeit und Raum» zu charakterisieren. Diese hochfrequenten Energien entziehen sich der Messbarkeit und Berechenbarkeit, wenn man sie den gewohnten physikalischen Gesetzen der Wellenbewegung zuordnen will. Es findet ein Übergang in den spirituellen Bereich statt, und dieser ist mit herkömmlichen Methoden eben nicht erfassbar.

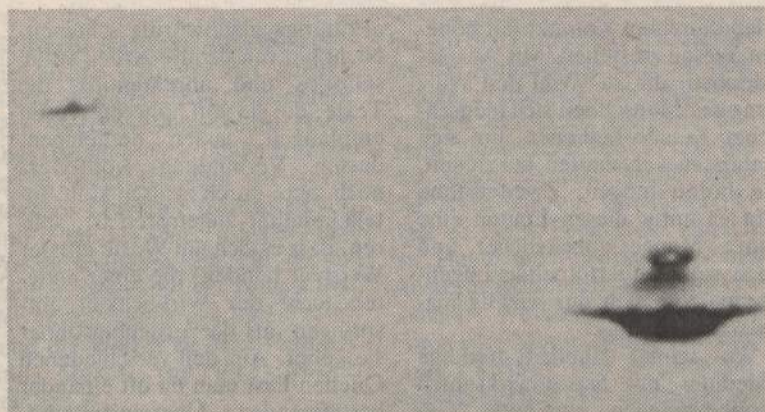
Diese Art Raumfahrt nennt man kosmische Teleportation oder kosmische Sofortreise. Bob Renaud, ein amerikanischer Elektronen-Techniker aus Massachusetts, hatte ab Juli 1961 eine Reihe von Kontakten mit Ausserirdischen, die ihn auch einmal auf eine solche Raumreise mittels Teleportation mitnahmen. Er beschreibt das Eintreten der Dematerialisation mit einem Gefühl kribbelnder Erregung, wie bei einem elektrischen Schock von Kopf bis Fuss.

Ganz plötzlich folgte eine Art Desorientierung und geistige Leere, begleitet von einem Eindruck schlagartigen Auflösens in gewichtslosen, materielosen Dunst – wie bei einem Gespenst! «Für einen Moment konnte ich weder denken, hören und sehen noch irgendwelche Wahrneh-

mungen machen. Das einzige, was ich wusste, war, dass ich existiere», beschreibt Renaud. «Das Gehirn ist in diesem Augenblick eine Masse elektrischer Impulse, die wie bei einem Funksender gesendet werden. Der Geist ist ohne diese physischen Wahrnehmungen selbstexistierend und vom Universum unabhängig. Er reist über das Ultrabewusstsein zu dem am anderen Ende wieder materiell zusammengefügt Körper. Das Kribbeln begann plötzlich wieder und schwand dahin. Ich war «durch» und wieder in einem Stück. Diese Übertragung hatte eine Sekunde gedauert. Eine Sekunde... und 4000 Kilometer waren wie nichts überbrückt!»

Fortschrittlich denkende Wissenschaftler schon des 19. Jahrhunderts haben intuitiv erkannt, dass der ganze Weltraum ein *Energiekontinuum* sein müsse, da andernfalls der Dynamismus der sichtbaren Sternenswelten nicht erklärbar wäre. Man sprach deshalb auch schon von *Weltenäther*. Da man ihn aber nicht nachweisen konnte, verschwand er wieder aus dem Vokabular der «exakten» Wissenschaft.

Auch Albert Einstein stiess am Ende seines Lebens darauf. In einem Brief legte er sozusagen als Geständnis nieder, dass er mit allen seinen Gedanken und Überlegungen an Grenzen gestossen sei, die er nicht überwinden könne, wenn er nicht die Existenz eines Weltenäthers annehme. Inzwischen hatte jedoch seine «Allgemeine Relativitätstheorie» so grosse Anerkennung gefunden, dass man diesen Brief bewusst der wissenschaftlichen Öffentlichkeit vorenthielt. Er befindet sich unter dem Nachlass Einsteins, der in der Princeton-Universität, an der er lehrte, unter Verwahrung genommen wurde.



Der Chef der Schweizer Fliegerabwehr sagt zwar, es gäbe keine Dokumente über wirkliche Begegnungen mit Ausserirdischen. Dieses Foto beweist das Gegenteil: Eine Mirage des Schweizer Militärs attackiert am 14. April 1976 um 16.11 Uhr über Bettwil ein kleines Raumschiff von den Plejaden. Die Fotoserie davon wurde mit modernsten amerikanischen Computern untersucht und für echt befunden.

Aussagen von Leuten zufolge, die in direktem oder telepathischem Kontakt mit Ausserirdischen stehen, sollen nämlich ausser Merkur (zu sonnennah) und Pluto (zu sonnenfern) sämtliche Planeten unseres Sonnensystems bewohnt sein. Ziemlich dreist, so etwas zu behaupten, nachdem unsere Raumsonden Voyager 1 und 2 etc. Bilder von gelbgraurötlichen Steinwüsten oder Dampfkesseleiseln zur Erde gefunkt haben.

Nun, nehmen wir mal an, sie gehen mit Ihrem Fotoapparat in den Garten, um endlich einmal die Fernsehwellen zu fotografieren, die die Antenne auf ihrem Dach einfängt. Glauben sie dann, ihr TV-Gerät halluziniere, bloss weil auf dem Foto ausser Ziegeln und einem Metallgestänge nichts zu sehen ist? Weil ihre Kamera die TV-Wellen offenbar nicht einfangen kann?

Was, wenn es sich mit unseren famosen Raumsonden genauso verhielte? Wenn sie gar nicht fähig wären, die herrliche Zivilisation des Saturns zu fotografieren, weil deren Schwingungsebene sich auf einer Frequenz befindet, die unsere optischen Geräte nicht aufzeichnen können? Was, wenn all die Bilder von unseren Nachbarplaneten nur den grobstofflichen, inneren Sternkörper abbilden, nicht aber das intelligente Leben, das sich womöglich oben drüber befindet?

Von der Venus funkte die Sonde «Venera» fast nur ziemlich unbrauchbare Bilder dichten Gewölks zur Erde. Durchsagen zufolge – und Menschen zufolge, die behaupten, von ausserirdischen Raumschiffen auf die Venus mitgenommen worden zu sein – halten die Bewohner der Venus sich in einem ätherischen Gürtel oberhalb dessen, was wir als Venus-Boden übermitteln bekamen, auf – in einer Welt, die der unsrigen hinsichtlich Vegetation und Aussehen sehr ähnlich sein soll. Mit

Meeren, Seen, Flüssen, grünen Ebenen und Hügeln, auf denen sich wundervolle, leuchtende Städte erheben. Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass eine irdische Sonde mit 35 Stundenkilometern auf dem Boden der Venus aufschlug, seltsamerweise aber nicht in Stücke brach, sondern noch 68 Minuten lang intakt Daten zur Erde funkte, bis sie «den Geist aufgab». Die Bilder, die herunterkamen, zeigten die üblichen, «unmenschlichen» Verhältnisse. Erklärung der Venus-Kontaktler: Die Venusier hätten sie in Empfang genommen, sachte auf dem grobphysischen Boden der Venus abgesetzt, auf dass sie den irdischen Forschern mit möglichst abschreckenden Bildern die Lust an einer Venus-Eroberung vorerst verleide. Spinnereien?

Vielleicht... Nur gut, dass man heute dafür nicht gleich auf dem Scheiterhaufen verbrannt wird wie damals Giordano Bruno, als er darauf bestand, dass die Erde um die Sonne kreise und nicht umgekehrt...

Engel bei «Saljut 7»

Da wir die allfällig existierenden Zivilisationen auf Mars, Jupiter, Uranus etc. nicht wahrnehmen können, müssen diese Wesen sich auf einer Schwingungsebene befinden, die höher ist als die unsrige. Beispiel dafür, wie etwas für uns unsichtbar wird, wenn wir seine Schwingungsrate erhöhen: Je schneller ein Flugzeugpropeller dreht, desto mehr verschwimmen seine Flügel zu einem schalen Schatten und schliesslich ganz ins Unsichtbare. Man brauchte aber nur den Finger hinzuhalten, um schlagartig zu erfahren, dass sie immer noch sehr real sind...

«Vorübergehend Verstorbene» haben aus ihren Jenseits-Berichten immer wieder die Begegnung mit strahlend schönen, schwebenden Lichtwesen mitgebracht. In Lourdes, in Garabandal, in Fatima, und an tausenden anderen Orten ist eine lichte Gestalt erschienen, die nur jeweils für einen oder wenige Menschen sichtbar war und sich von einem Augenblick zum anderen wieder verflüchtigen konnte.

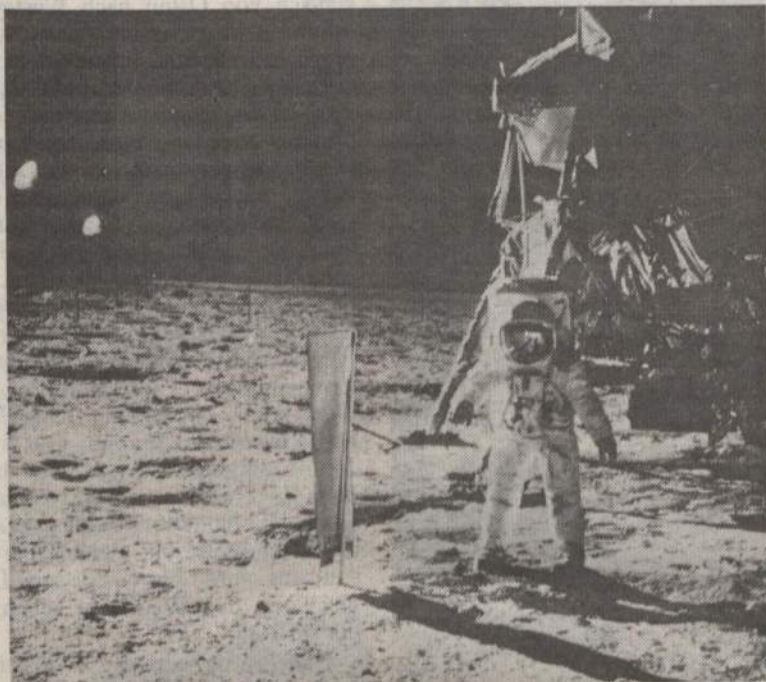
Einer grossen amerikanischen Zeitung zufolge (deren Bericht von den Sowjets nie dementiert worden ist), hat die Besatzung des russischen Raumschiffes «Saljut

7» sieben gigantische, leuchtende, erengelartige Lichtwesen im All gesehen. Ein sowjetischer Wissenschaftler, der sich in den Westen abgesetzt hatte, liess die Kopie eines «Top Secret»-Reports über dieses ungewöhnliche Ereignis mitgehen. Von den sowjetischen Behörden sei niemals öffentlich etwas darüber verlautet worden, weil man fürchtete, damit der Glaubwürdigkeit des russischen Raumfahrtprogramms zu schaden.

Die drei Kosmonauten Wladimir Slovev, Oleg Atkow und Leonid Kizim berichteten darin, am 155. Tag ihres Aufenthalts in der Raumstation während medizinischen Experimenten plötzlich von einem gleissenden orangen Licht geblendet worden zu sein. Nach einiger Zeit hätten sie es geschafft, «nach draussen zu gucken» – und sieben gigantische, mehrere hundert Meter hohe, leuchtende und menschenähnliche Figuren erblickt, mit Flügeln so gross wie die Tragflächen von Jumbo-Jets und einer dunstigen Ausstrahlung, wie sie oft in klassischen Engel-Erzählungen beschrieben wird. Ihr Antlitz sei rundlich gewesen, und von einem engelhaften Lächeln erhellt. Die «Engelsgruppe» sei während gut zehn Minuten der Raumstation auf ihrer Erdumlaufbahn gefolgt und daraufhin so plötzlich verschwunden, wie sie aufgetaucht war. Zwölf Tage später erschienen sie aber erneut. Diesmal wurden sechs sowjetische Kosmonauten Zeugen der himmlischen Erscheinung – die Raumfahrer Swetlana



Im Oktober 1972 wurde fünf Kilometer von der südfranzösischen Stadt Montauroux bei Cannes entfernt eine 300 Quadratmeter grosse verwüstete Waldfläche gefunden. Selbst Bäume von einem halben Meter Dicke waren verdreht worden. Nach Ansicht französischer Wissenschaftler kann die Katastrophe weder durch einen Meteor noch durch einen Wirbelwind oder einen Blitz verursacht worden sein. Vermutlich war es ein ausserirdisches Raumfahrzeug, das mit Antischwerkraft- oder elektromagnetischer Energie angetrieben wurde, das die ähnlich in Nordamerika aufgetretenen Verwüstungen bewirkte.



Astronaut Aldrin übt am 20. Juli 1969 die ersten Schritte auf dem Mond. Woher stammen wohl die beiden Lichter im Hintergrund links?

Sawitskaya, Wladimir Dschanibekow und Igor Volk waren inzwischen zur Station hinzugestossen. «Wir waren wahrhaft überwältigt», sagte Swetlana Sawitskaya dem Bericht zufolge aus. Die Gestalten «lächelten, als hätten sie Teil an einem herrlichen Geheimnis».

Unser Fleischkörper – ein Taucheranzug

Das sind drei Hinweise darauf, dass es offenbar auch andere Lebewesen, Daseinsstufen und -formen gibt als unsere irdische, fleischliche, grobphysische. Unser atomischer Fleischkörper hat die tiefste Schwingung und entsprechend die grösste Dichte. Es ist uns (noch) nicht möglich, uns unsichtbar zu machen, über dem Boden zu schweben oder uns in einem Augenblick von einem Erdteil zum nächsten zu begeben. Die Schwerfälligkeit unseres Körpers, der ganz der Erdanziehungskraft unterworfen ist, verhindert dies.

Im Moment, wo sich unsere Schwingungsrate so sehr erhöht, dass wir feinstofflich, ätherisch oder gar elektronisch würden, gälten diese Gesetze nur noch in schwindendem Masse für uns. Unser Fleischkörper kann mit einem Taucheranzug verglichen werden, der nötig ist, um den elektronischen Geist- und der ätherische Seelenkörper, die zu jedem Menschen gehören, unserem atmosphärischen Druck angepasst sind.

Ein Ausserirdischer, der sich auf der elektronischen Daseins-ebene befindet, braucht keine Luft zum Atmen, sowenig wie die Elektronenstrahlen, die eine Raumkapsel fernsteuern, auf Luft angewiesen wären. Dass ein Planet keine Lufthülle hat wie die Er-

de, heisst also noch lange nicht, dass er nicht dennoch Wohnstatt für intelligente, ja sogar uns weit überlegene Wesen sein kann.

Wer aber über einen elektronischen Körper verfügt, kann auch praktisch mit Lichtgeschwindigkeit reisen; nichts schadet ihm, weder Mangel an Sauerstoff, noch kolossale Beschleunigung. Nur der Träger eines verdichteten atomischen Körpers unterliegt den Gesetzen der Schwerkraft; diese hat auf den Elektronen-Körper überhaupt keinen Einfluss, was auch die rasante Beschleunigung der UFOs begreifen lässt.

Derart hochentwickelte Wesen sind ohne weiteres fähig, die Schwingungen ihres elektronischen Körpers willentlich herabzusetzen, sodass er unserm Auge sichtbar wird. Umgekehrt vermögen sie die Schwingungsrate zu erhöhen, sodass sie von unseren Blicken verschwinden, nicht mehr sichtbar, wohl spürbar, und auf jeden Fall vorhanden sind. Zur Veranschaulichung nochmals ein analoges Beispiel auf irdischer Ebene: Blosser Luftfeuchtigkeit kann man wohl spüren, nicht aber sehen. Wird sie verdichtet, also ihre Schwingungsrate hinuntergesetzt, entsteht aus ihr Dampf oder Nebel. Noch mehr verdichtet wird sie zu Wasser und schliesslich – noch mehr verdichtet – zu Eis. Vom unsichtbaren hat sich das Wasser zum sichtbaren und schliesslich sogar körperlich greifbaren Zustand verändert.

Vom Lehrling bis zum Altmeister

Die ganze Schöpfung ist Energie und Vibration, Lichtschwingung, Frequenz in verschieden-

sten Bereichen, vom grobstofflich Sichtbaren bis zum feinstofflich Unsichtbaren. Feste und sichtbare Materie schwingt langsamer als flüssige, noch sichtbare; und diese wiederum niedriger als gasförmige, die unseren Augen entwischt ist. Feinstoffliche (ätherische) unsichtbare Materie hat nochmals eine höhere Frequenz. So wie es für uns sichtbares und unsichtbares Licht (ultraviolett, infrarot) gibt,

gibt es auch unsichtbare Lichtkörper.

Die intelligenten Wesen anderer Gestirne – auch jener unseres Sonnensystems – sind Träger von uns unsichtbaren Lichtkörpern. Dabei sind sie von gleicher Gestalt und ähnlichem Aussehen wie unsere atomischen Fleischkörper, sobald sie sich verdichten und uns sichtbar werden. Zumeist jedoch arbeiten sie im Unsichtbaren, um

UFOs bei der Mondlandung

Während der Übertragung der Mondlandung von Armstrong und Aldrin, die in einer amerikanischen Raumsonde den Mond angefliegen hatten, ereignete sich ein plötzlicher Ton- und Bildunterbruch von etwa zwei Minuten Dauer. Die NASA bestand darauf, dass dieses Problem entstanden war, weil eine der TV-Kameras sich überhitzt hatte und so den Empfang störte. Diese unerwartete Panne überraschte selbst die Spezialisten unter den Zuschauern, die sich nicht erklären konnten, wie es möglich war, dass in einem solch kostspieligen Projekt, in dem der ganzen Welt der technische Spitzenplatz der USA demonstriert werden sollte, eines der grundlegendsten Elemente zusammenbrechen könnte. Einige Zeit nach der historischen Mondlandung machte Christopher Kraft, Direktor der Bodenstation in Houston, bei seinem Weggang von der NASA einige überraschende Bemerkungen zum Vorgang. Der Inhalt dieser Bemerkungen ist von hunderten von Amateur-Funkern bestätigt worden, die ihren Empfang auf dieselbe Frequenz eingestellt hatten, auf welcher die Astronauten mit Houston sprachen. Während der zweiminütigen Unterbrechung – deren Ursache nicht das Versagen einer Kamera gewesen war – fand der nachstehende Dialog zwischen Armstrong, Aldrin und dem Kontrollzentrum Houston statt, der sofort von der NASA in Bild und Ton zensuriert (also unterbrochen) wurde:

Armstrong & Aldrin: «Das sind Riesendinger, nein, nein, nein – das ist keine optische Illusion. Niemand wird dies glauben!»

Houston: «Was... was... was? Was zum Teufel ist los? Was ist los mit euch?»

Armstrong & Aldrin: «Sie sind hier unter der Oberfläche.»

Houston: «Was ist da?» – (Gedämpftes Geräusch). Verbindung unterbrochen, Störungskontrolle ruft «Apollo II.»

Armstrong & Aldrin: «Wir sahen einige Besucher. Sie waren eine Weile hier und haben die Instrumente beobachtet.»

Houston: «Wiederholt die letzte Information!»

Armstrong & Aldrin: «Ich sage, es waren andere Raumschiffe da. Sie standen an der anderen Seite des Kraters.»

Houston: «Wiederholen, wiederholen!»

Armstrong & Aldrin: «Wir wollen mal diesen Orbit... prüfen. In 625 bis 5... Automatisches Relay eingeschaltet... Meine Hände zittern so sehr, ich kann überhaupt nichts tun. Es filmen? Ach, wenn diese verdammten Kameras etwas aufgenommen haben – was dann?»

Houston: «Habt ihr etwas aufgenommen?»

Armstrong & Aldrin: «Ich hatte keinen Film zur Hand. Drei Aufnahmen von den Untertassen – oder was auch immer sie waren – und der Film war kaputt.»

Houston: «Kontrolle, Kontrolle hier. Seid ihr unterwegs? Was ist los mit den UFOs da drüben?»

Armstrong & Aldrin: «Sie sind hier gelandet. Sie sind da und beobachten uns.»

Houston: «Die Spiegel, die Spiegel – habt ihr sie aufgestellt?»

Armstrong & Aldrin: «Ja, sie sind an der richtigen Stelle. Aber, wer auch immer diese Raumschiffe gemacht hat, kann sicher morgen kommen und sie wegschaffen. Ende und Schluss.»

Christopher Kraft, Leiter der Bodenstation von Houston, gab dazu folgenden Kommentar ab: «Die Reaktion unserer Leute war sehr ungewöhnlich, doch ich bezweifle nicht, dass sie dabei ganz unter dem Einfluss des Weltalls standen. Armstrongs Bescheidenheit ist nicht zu unterschätzen, und Aldrins Altruismus regt zum Nachdenken an. Auf jeden Fall hatten sie meines Erachtens alle eines gemeinsam, als sie zur Erde zurückkamen: sie waren bessere Menschen als vor ihrem Abflug.»

ungestört ihre Aufgaben zu verrichten.

Die «Ausserirdischen» sind aber keinesfalls alle auf gleicher Entwicklungsstufe. Vielmehr umfasst ihre geistige Rangordnung, ihre spirituelle Hierarchie völlig verschiedene, weit auseinanderliegende Entwicklungsebenen – sozusagen vom Lehrling bis zum Altmeister. Auch in diesen Bereichen ist es das Ziel jedes Wesens, sich immer höher, «näher zu Dir, mein Gott», zu entwickeln. Genauso wie der Geist des Menschen sich im Verlaufe seiner «Evolution» seinem Geisteszustand entsprechende Fortbewegungsmittel erfunden hat, verfügen die Raumwesen über verschiedene Hilfsmittel. Die niedrigeren Entwicklungsebenen sind noch auf Raumschiffe zwingend angewiesen, um sich durch das All zu bewegen – sie reisen in dem, was wir «UFOs» nennen.

Die höheren Grade – in der kosmischen Hierarchie sehr hochentwickelte Wesen wie Jesus oder Maria, die wir «Heilige» nennen und die dies aufgrund ihrer alles durchdringenden Liebe, Güte, Weisheit und Macht auch «verdienen», sind nicht zwingend auf Fluggeräte angewiesen. Sie können durch blossen Gedankenkraft ihren elektronischen (Licht-)Körper von einem Ort an den anderen versetzen – und lägen diese auch ganze Galaxien auseinander.

Ein Monster ist kein Gott

Sicher, Präastronautik-Forscher vom Schlage eines Erich von Däniken haben nur Spott und Häme übrig, wenn die fliegenden Objekte am Himmel mit Engeln und gottnahen Wesen in Verbindung gebracht werden. Sie gehen davon aus, dass Pizarro den Inkas auch als ein Gott erschien, und doch nicht mehr als ein blutrünstiges spanisches Scheusal war. Sie sehen das Weltall als gigantischen Experimentierbaukasten, als Sternlabor, in welchem höhere Existenzen niedrigere Wesen klonen, basteln – der Mensch als (misslungenes?) Produkt aus dem interplanetarischen Lego-Kasten? Eine seelenlose und obendrein nicht genug durchdachte Weltallsicht. Wären alle Sternbewohner wie der Mensch geartet – herzampuliert, hirnbetont, so wäre der kosmische Reigen schon längst in einer Veitstanz verwandelt worden und der Weltenbrand entfacht.

Obwohl dies nicht heissen soll, dass es nicht auch Zivilisationen zu geben scheint, die punkto Glauben oder Ethik den Erdbewohnern kaum etwas voraus haben. Sie tauchen regelmässig auf Erden auf, entführen Menschen (jährlich Tausende), missbrauchen sie als Versuchskaninchen



Eine Art UFO? Von einer medialen Person 1907 im Basler Zoologischen Garten aufgenommene Lichtkugel.

für Hirn- und Körperexperimente, bevor sie sie – oder auch nicht – auf die Erde zurückbringen. Sie schlachten Tiere dahin oder nehmen sie ebenfalls zu Experimenten mit und führen sich auch sonst ganz menschenähnlich auf, nur dass man sie «Dark Forces», also «Dunkelmächte» nennt.

Wie soll man nun Gut und Böse unterscheiden? Gemäss einer Durchsage an das amerikanische Medium Tuella sind silberne Flugobjekte oder zigarrenförmige recht oft den negativen Kräften zuzuordnen – nicht immer, aber in der Mehrheit. Schwarze oder dunkle Zeichen auf einem Raumschiff deuteten ebenfalls auf «sinistre» Herkunft hin. Beschreibungen, wo kleine, hässliche, monströse und unangenehm aussehende Wesen erwähnt werden, sind meist Hinweis, dass es sich nicht um hochentwickelte, gütige Wesen handelt. Alle Kontakte, die von den Ausserirdischen unter Gewaltanwendung und Zwang zustandekommen, weisen auf negative Kräfte hin.

Die positiven, hochentwickelten Lichtwesen zwingen einen Menschen niemals zu irgend etwas. Der freie Wille jedes Individuums ist ihnen hochgeachtetes Gesetz. Sie sollen in der Mehrzahl in runden, rad- oder scheibenförmigen Raumschiffen fliegen und weisses oder farbiges, lebendiges Licht (grün, rötliche Töne, manchmal blau) aussenden. Wenn in einem Kontaktbericht ein Wesen von grosser Schönheit und starker Ausstrahlung (unter Umständen sogar einer regelrecht strahlenden Aura) erwähnt wird, das sich liebevoll und höflich an den «Erdling» wendet, ist dies ein

deutlicher Hinweis auf konstruktive, lichtvolle Herkunft, darauf, dass es sich um das handeln könnte, was unsere Ahnväter «Engel» oder «Heilige» nannten.

Ausser Zweifel steht jedoch, dass die Lichtkräfte in der Mehrheit sind und die destruktiven Kräfte in Schach halten, da ansonsten der rückständige Planet Erde schon vor Jahrhunderten von unehrenhaften Eindringlingen aus dem All gekidnappt worden wäre.

Maria vom anderen Stern

Pilgern wir zurück nach Fatima. Sie erinnern sich – ganz am Anfang unserer Reise durch Zeit und Raum, durch Himmel und Universum stand die ergreifende Schilderung der tanzenden Sonne von Fatima.

Sind «Sonnenwunder» und Marienerscheinung nun noch ein Rätsel für Sie?

Sechsmal war die wunderbare Lichtdame den drei Hirtenkindern von Fatima erschienen. Das erste Mal am 13. Mai 1917. Bei der fünften Erscheinung, am 13. September, hatten sich schon etwa 30000 Menschen am Ort eingefunden. Unter ihnen der Generalvikar von Leiria, Monsignore Jean Quaresma. Hier sein Bericht: «Die Menge betet ständig... Plötzlich hört man Rufe der Überraschung und der Freude. Tausende von Armen erheben sich und zeigen auf einen Punkt am Himmel: «Halt!... Da!... Sie kommt!... Ich schaue hinauf und suche den ganzen Raum ab. Zu meiner grössten Überraschung sehe ich klar und deutlich eine Lichtkugel, die langsam und majestätisch von Osten nach Westen durch den Luftraum schwebt. Auch mein Freund schaut jetzt in die Luft, und auch er hat das Glück, die gleiche bezaubernde und unerwartete Erscheinung zu sehen. Plötzlich entschwindet die Kugel mit ihrem wunderbaren Licht meinen Augen. Doch neben uns ruft ein zwölfjähriges Mädchen voller Freude noch weiter: «Ich sehe sie noch! Ich sehe sie noch!... Jetzt geht sie hinunter» (gegen die Steineiche, wo sich die Erscheinungen abspielten). – «Was hältst du von der Kugel?» fragte ich meinen Freund. «Das ist die Muttergottes», entgegnete er ohne Zögern! Das war auch meine Überzeugung. Die Kinder sahen die Muttergottes in eigener Person; uns wurde die Gnade zuteil, gleichsam den Wagen zu sehen, der sie trug.»

Gleichzeitig sah man, wie sich eine leichte Wolke über dem Baum der Erscheinungen bildete. Und vom hellen, wolkenlosen Himmel begann es auf die Anwesenden wie weisse Blumen herabzuregnen, die über dem Boden, ohne auf die Erde zu fallen, verschwanden.

Nachdem das Mädchen Lucia mit der für die Menge unsichtbaren wunderbaren Frau geredet hatte, rief es auf einmal den Menschen zu: «Wenn ihr sie sehen wollt, müsst ihr dorthin schauen!»

Lassen wir wieder den Generalvikar von Leiria zu Worte kommen: «Das Mädchen neben uns schrie voller Freude: «Jetzt schwebt sie in die Höhe!... Sie schwebt hinauf!» Und das Kind zeigte fortwährend auf die Lichtkugel, bis diese in Richtung auf die Sonne zu verschwunden war. Wir waren überglücklich.»

Oh, es war nicht das erste Mal, dass das Erscheinen der Himmelsdame von seltsamen Himmelserscheinungen begleitet worden war. Bei ihrem zweiten Kommen am 13. Juni war sonniges, warmes Wetter, wie in Portugal zu dieser Jahreszeit üblich. Nun war aber während der ganzen Zeit der Erscheinung das Licht der Sonne ganz aussergewöhnlicherweise schwächer, ohne dass sich dafür irgendein Grund gezeigt hätte. Gleichzeitig neigte sich der Wipfel des Baumes wie in Form eines Schirmes zusammen und blieb so, wie wenn sich eine unsichtbare Last auf ihn gelegt hätte. Neben der Steineiche vernahmen die Leute ausser den Worten Lucias ein Geräusch, das einem Flüstern oder dem starken Summen einer Biene glich. Am Schluss der Erscheinung war beim Baum ein lauter Ton vernehmbar, den die Anwesenden mit dem Knall einer Rakete verglichen, und Lucia rief: «Jetzt geht sie fort!» Und die Um-

Sternschiffe in der Bibel

Durch die ganze, in der Bibel aufgezeichnete Religionsgeschichte des Christentums ziehen sich die Begegnungen des Diesseits mit dem Jenseits, der Menschen mit «himmlischen» Wesen. Meist erschienen die Raumwesen um die Zeit des Sonnenuntergangs, nachts oder bei Sonnenaufgang. Hier kurz eine Aufzählung einiger interessanter Stellen:

● In Jesaja 19:1 ist die Rede von einer schnellen «Wolke», also einem Raumschiff, in Jesaja 66:15 lesen wir «... denn siehe, der HERR wird kommen mit Feuer, und seine Wagen sind wie ein Sturmwind».

● «Zwei Engel (Raumwesen!) kamen gen Sodom des Abends. Lot aber sass zu Sodom unter dem Tor. Und da er sie sah, stund er auf, ging ihnen entgegen und bückte sich mit seinem Angesicht auf die Erde. – Er sprach zu ihnen und nahm sie in sein gastliches Haus auf. Auch sie erwiesen ihm eine Gunst: sie retteten sein Leben! Denn diese beiden We-

sen aus dem Weltraum wussten von der kommenden Vernichtung von Sodom und Gomorrha (1. Buch Mose).

● Daniel nennt den Engel Gabriel einen Mann (Dan. 9:21). Er schreibt von diesem Raumwesen: «... flog daher der Mann Gabriel... und rührte mich an um die Zeit des Abendopfers.»

● «... es kam ein ungestümer Wind von Mitternacht her mit einer grossen Wolke voll Feuers, das allenthalben umher glänzte, und mitten in demselben Feuer war es lichthelle. – Und darinnen war es gestaltet wie vier Wesen, und dieselben waren anzusehen wie Menschen» (Hesekiel/Ezechiel 1:4).

● «Und ich sah einen andern gewaltigen Engel aus dem Himmel herabsteigen. Er war in eine Wolke gehüllt, der Regenbogen (stand) über seinem Haupte, und sein Antlitz war wie die Sonne, seine Beine wie Feuersäulen» (Off. Joh. 10:1). Unter dem

«Antlitz wie die Sonne» ist Licht, das aus dem Raumschiff kam, zu verstehen, und die «Füsse wie Feuerpfeiler» waren offenbar die Landevorrichtungen.

● «Und nach sechs Tagen nahm Jesus den Petrus und den Jakobus und dessen Bruder Johannes mit sich und führte sie auf einen hohen Berg. Da wurde er vor ihren Augen verwandelt, und sein Angesicht strahlte wie die Sonne, seine Gewänder aber wurden leuchtend wie das Licht. Und siehe, es erschienen ihnen Mose und Elija im Gespräch mit ihm. (...) Während er noch redete, da überschattete sie eine lichte Wolke, und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: «Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; ihn sollt ihr hören». (Matth. 17.1).

● Elija verschwand mittels eines fliegenden Wagens. «... Da kam ein feuriger Wagen mit feurigen Rossen... und Elija fuhr also im Wetter gen Himmel.» (2. Könige 2:11).

stehenden sahen, wie sich über dem Baum eine schöne, weisse Wolke erhob und nach Osten zu entschwabte. Der schirmartig zusammengekrümmte Baumwipfel neigte sich ebenfalls nach Osten zu, als ob etwas ihn gestreift hätte. Noch stundenlang blieben die Zweige so, ehe sie nur langsam in ihre normale Lage zurückkehrten.

Die schöne Dame, die «Heilige», das gütige Sternwesen Maria war mit dem himmlischen Raumschiff wieder in freundlicherer Gefilde des herrlichen Universums zurückgekehrt. Dorthin, wo hochentwickelte, gütige, allliebende Lichtwesen wohnen. Auf den Sternen, die des Nachts ihr mildes Licht uns senden.

Am 13. Juli kam sie wieder, um die Menschheit zu warnen. Mit drei Geheimnissen. Am 13. Oktober liess die «Himmelskönigin» für die Menschen die Sonne beinahe vom Himmel fallen, die natürlich in Wirklichkeit ein ausserirdisches Raumschiff gewesen war.

Das dritte Geheimnis der schönen Dame wird vom Papst noch immer geheimgehalten, obwohl es auf Geheiss Lucias 1960 veröffentlicht hätte werden müssen. Papst Johannes Paul II. schweigt ebenso wie seine Vorgänger. Nur einmal, 1980 anlässlich eines Besuchs in Fulda, soll er Kirchenorganen zufolge auf die Frage nach dem dritten Geheimnis von Fatima geantwortet haben: «Wegen des schweren Inhalts, um die kommunisti-

sche Weltmacht nicht zu gewissen Handlungen zu animieren, zogen meine Vorgänger im Petrusamt eine diplomatische Fassung vor. Ausserdem sollte es ja jedem Christen genügen, wenn er folgendes weiss: Wenn zu lesen steht, dass Ozeane ganze Erdteile überschwemmen, dass Menschen von einer Minute auf die andere abberufen werden, und das zu Millionen, dann sollte man sich wirklich nicht mehr nach der Veröffentlichung dieses Geheimnisses sehen.»

In der nächsten Nummer des «Journal Franz Weber» wollen wir auf das dritte Geheimnis von Fatima eingehen. Hier sei schon veraten, dass es mit der Zukunft der Menschheit zu tun hat. Und mit den Ausserirdischen, denn beide sind eng miteinander verknüpft. Und weil unsere Zukunft in viel höherem Masse von den «Ausserirdischen» abhängt, als die Menschheit es heute zu ahnen vermag, publizieren wir diesen Artikel. Er sollte nicht billige Sensationshascherei sein. Noch weniger eine Trivialisierung von Glaubenswerten. Es geht für die Menschen um nichts Geringeres als Sein oder Nichtsein. Um Rettung oder Untergang.

Hirngespinnste? Interessant immerhin, dass Papst Johannes XXIII. als erster Mensch der Welt den Inhalt des dritten Geheimnisses von Fatima erfuhr. 1959 wurde es ihm brieflich von Schwester Maria Lucia aus dem Kloster Coimbra in Portugal übermittelt. Von jener Nonne, die einst als Mädchen Lucia dos Santos die Marienerscheinung empfangen hatte. Drei Tage vor seinem Tod lud Papst Johannes XXIII. einen Amerikaner Namens George Adamski zu einer Privataudienz ein. Wer George Adamski war? Der Welt berühmtester UFO-Kontakter. Der Mann, der von sich sagte, in Raumschiffen der Venus geflogen zu sein...

- In der nächsten Nummer: Die Ausserirdischen – die letzte Rettung der Menschheit?
- Das dritte Geheimnis von Fatima und der Jüngste Tag.

Die Bilder stammen aus den Büchern

- «Maria erscheint und spricht in Fatima», von J. Castelbranco, Kanisius-Verlag München
- «Besucher aus dem All» von Adolf Schneider, Bauer-Verlag
- «Phänomebüle» von Hannes Bertschi, Sphinx-Verlag
- «The House of Lords UFO Debate», Lord Clancarty, Open Head Press/Pentacle Books
- «Was geschah bei Fatima?», Artikel in den «UFO-Nachrichten» Nr. 98/1964, Ventla-Verlag Wiesbaden
- «Engel in Sternschiffen» von Giorgio Dibonito, Ventla-Verlag Wiesbaden
- «Celestial Raise», Naturegraph Publishers Inc., Happy Camp/California.



Eine Art UFO über der Taufszenen Jesu: Auf dem Gemälde von Aert de Gelder sendet eine grünliche Scheibe, in deren Mitte eine Taube schwebt, Lichtstrahlen zum Jesuskinde herunter. Das Bild ist in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gemalt worden.

Vom Internationalen Gerichtshof
für Tierrechte verurteilt

Australiens Pferdemörder

Am 22. Juni 1987 sprach der «Internationale Gerichtshof für Tierrechte» unter Vorsitz von Franz Weber die australische Regierung des hunderttausendfachen, brutalen Pferdemordes schuldig. Das Urteil bildet den Auftakt zu einem weltweiten Protest gegen die Ausrottung der australischen Wildpferde.

Jeder hatte gewusst, worauf er sich einliess. Und dennoch stand das Entsetzen deutlich in die Gesichter der rund hundert Gäste geschrieben, die an diesem Montagmorgen im (vollbesetzten) Saal IV des «Centre International de Conférences» in Genf soeben einen Videofilm über die grauenvollen Pferdemassaker in Nordaustralien gesehen hatten: Allein in den letzten 22 Monaten sind dort minde-

stens 22 000 Wildpferde per Helikopter über die Steppe gehetzt und aus der Luft niedergeschossen worden. Die meisten Tiere brechen zusammen und verenden, von der fliehenden Herde zurückgelassen, langsam und qualvoll. (Siehe unser Bericht im Journal Franz Weber Nr. 1).

Für die australischen Farmer in den gottverlassenen Gegenden des backofenheissen Nordens sind

die Pferdschlächtereien eine willkommene, nervenkitzelnde Abwechslung im einöden Alltag.

Die Rechtfertigungen, die von den australischen Farmern herumboten und von der Regierung willig übernommen werden, konnte der Internationale Gerichtshof für Tierrechte in Genf mühelos als Lügen entlarven.

● Die Wildpferde, klagen die australischen Farmer, würden die gefürchteten Seuchen Tuberkulose und Brucellose auf ihre Viehbestände übertragen.

Falsch. Erstens sind Pferde für diese Krankheiten gar nicht anfäll-

lig. Zweitens übertragen sie Krankheiten im allgemeinen nur, wenn sie auf äusserst engem Raum zusammenleben. Dies ist jedoch in den tierleeren Einöden Nordaustraliens nicht der Fall.

● Die Wildpferde, behaupten die schiesswütigen australischen Farmer, würden ihre mühevoll errichteten Vieh-Umzäunungen niedertrampeln. Falsch. Dazu der israelische Öko-Soziologe Bill Clark, einer der Experten des Gerichtshofes: «Pferde begehen niemals Selbstmord. Sie rennen allenfalls in Stacheldrahtzäune hinein, wenn sie vom Menschen dahin getrieben werden.»



Photo: Eric Aldieg

Der «Internationale Gerichtshof für Tierrechte» tagt in Genf. Franz Weber holt telefonisch die Zeugenaussage der australischen Tierschutzvertreterin Sue Arnold ein.

Menschlich morden!

«Vergasungen sind eindeutig der menschlichste Weg, um Hunderttausende von Menschen schnell und effizient aus dem Weg zu schaffen. Um so human wie möglich zu sein, gilt es allerdings, die Operation durch gut trainierte, kompetente Personen vornehmen zu lassen, in perfekten, gut funktionierenden Gaskammern, die ein schnelles und sicheres Töten garantieren. Die Landesregierung führt spezielle Programme durch, um Vergaser auszubilden und zu prüfen.»

Ich bitte Sie für die entsetzlichen Sätze um Verzeihung. Sie sind keinem Nazi-Schergen aus dem Mund genommen. Die Monstrositäten stammen sinngemäss aus dem Schreiben eines Vertreters des australischen «Department of Primary Industries and Energy» in Canberra. Sie werden nicht viel weniger ungeheuerlich, wenn ich verrate, dass es nicht um Menschen und Gaskammern ging, sondern um Pferde und Helikoptermorde, die in so sauberen, gefälligen Worten als Aktion der Menschlichkeit verkauft wurden.

Sicher, ja, gibt es Unterschiede zwischen Pferden und Menschen. Einer ist, dass ein Pferd solche Sätze niemals diktieren würde. Vielleicht ist es pietätlos, einen Ver-

gleich zwischen Australien und den furchtbaren Praktiken Nazi-deutschlands zu zitieren – alle Menschen, die Angehörige auf so grauenvolle Weise verloren haben, mögen mir verzeihen. Doch entspringen beide Handlungen derselben Degeneration einer Spezies, die oftmals nicht mehr «Mensch» sich nennen dürfte:

Da ist, zum ersten, was man oft die «tierischen Triebe» im Menschen nennt, und was eine infame Beleidigung für unsere animal-

schen Verwandten darstellt. Kein Tier tötet je zum blossen Nervenkitzel. Kein Tier würde grinsend die Fliege in der Flamme des Feuerzeugs verbrennen lassen. Kein Tier würde sich in einen Helikopter setzen, um wahllos und massenweise Tiere über den Haufen zu schießen, die es in keiner Weise bedrohen, und die es auch nicht zum eigenen Überleben töten muss. So feige und nekrophil ist nur der Mensch. Die «Krone der Schöpfung».

Da ist, zum zweiten, das, was man den «Roboter im Menschen» nennen könnte. Nicht weniger

schlimm, nicht weniger gemeingefährlich als das erste, bloss gesellschaftsfähiger. Das sind all die Menschen, deren Leben aus Zahlen und Aktenzeichen bestehen. Die in langen, verstaubten Jahren längst selbst zur Büromaschine geworden sind. Papiertiger, für die Lebewesen nur noch Nummern, Sachen, bestenfalls «Ungeziefer» sind.

So sind für den australischen Ministerialbeamten Zehntausende von Pferden allenfalls ein Aktienzeichen und eine fünfstellige Zahl von Sachzwängen. Sein Brief zeugt davon: Die ganze herrliche, wunderbare, göttliche Schöpfung ist nichts als ein unentwirrbares Netz von verstrickten Sachzwängen, derer man sich am besten gewalttätig entledigt...

«Ein Königreich für ein Pferd», sagte noch Shakespeares König Richard III. Ich hätte eine andere Idee: Nehmen wir den Amtsfunktionären ihre Autos, ihre Häuser, ihre Swimmingpools, ihre Segeljacht und den Barbecue-Grill.

Setzen wir sie, jeden für sich allein, aus in der endlosen, menschenfeindlichen, hitzekochenden Einöde Nordaustraliens. Und geben wir ihnen nur eins zum Überleben: Ein Pferd. Mal sehen, ob aus dem lästigen Sachzwang nicht unglaublich schnell ein heiliges Wesen würde...

Ursula Spielmann



Ein Schrecken, der sich jährlich tausendfach wiederholt: Ein australischer Scharfschütze knallt ein bereits angeschossenes Pferd ab.

● Auch die Klage, dass die Pferde dem Vieh das Futter wegfressen würden, hält nicht stand: Wie erwähnt stehen 47 Millionen Stück Vieh lediglich hundert- bis dreihunderttausend Pferde gegenüber. Die Futtermenge, die dieses «halbe Prozent» verzehrt, ist somit völlig unbedeutend.

● Angesichts der geringen Wildpferdezahl schmilzt auch der Vorwurf, die Pferde würden die Wasservorräte gefährden, zu völliger Lächerlichkeit zusammen.

Mindestens so empörend und unwürdig wie die Schlachtorgien der degenerierten australischen Einöde-Bauern ist indes die Haltung der australischen Regierung: Sie drückt beide Augen zu, deklariert die Pferde als «Ungeziefer» und hat bereits Schritte unternommen, die Massaker am unschuldigen Tier zu legalisieren.

Auch die Rolle der Regierung der betroffenen australischen Bundesländer ist denkbar mies: Nicht nur tun sie nichts, um den Metzelen im Hinterland ein Ende zu bereiten, nein, sie bilden auch selbst noch Scharfschützen aus und lassen sie auf Kosten der Steuerzahler per Helikopter zum Pferdemord fliegen.

Während der Verhandlung des Gerichtshofes stellte der Gerichtsvorsitzende Franz Weber eine telefonische Verbindung mit Sydney her, um auch die australische Tierschützerin Sue Arnold zu Wort kommen zu lassen: «Die australischen Farmer leben in den Massakern ihre sadistischen Triebe aus», empörte sie sich. «Es ist eine Form von Vietnam, was da tagtäglich geschieht. Besonders das Töten von trächtigen Stuten bereitet diesen Männern ein dreckiges Vergnügen. Jedes Regierungsmitglied ist mit den Tatsachen vertraut.

Die Opposition schrieb Protestnoten an jedes einzelne Regierungsmitglied – ohne jedes Echo. «Unsere Regierung, die Mitte Juni wiedergewählt wurde, hat punkto Tierschutz einen miserablen Ruf. Sie interessiert nur die Ausbeutung um jeden Preis – was mittlerweile zu einer Bedrohung für die gesamte, einmalige australische Fauna geworden ist: 21 Millionen Känguruhs sind hingemetzelt worden, der Koala ist bald ausgerottet und die Wildtiere und Vögel durch Chemikalien vergiftet.»

Um 15 Uhr, nach einer mehrstündigen Verhandlung, verliest Franz Weber das Urteil des Gerichtshofes: Die australischen Regierungsmitglieder sind des Genozids an Pferden für schuldig befunden worden.

Allerdings belassen es die Jurymitglieder nicht beim blossen Verurteilen: Die Tierschutzexperten schlagen der australischen Regie-

Die Verurteilten



Steven Hatton, der Chef-Minister der «Northern Territory», wo die meisten Pferde abgeschlachtet werden.



John Kerin, Landwirtschaftsminister Australiens, drückt beide Augen zu in Sachen Pferdemassaker.



Australiens Premierminister Robert Hawke, der Hauptverantwortliche für das Pferde-Genozid.



Sir Joh Bjelke-Petersen, Premier des Bundeslandes Queensland, wo die Pferde auch in Schlachthäusern grausam umgebracht werden.



Ian MacLachlan, Präsident der «National Farmers Federation» – der «oberste» australische Bauer, der die Mordfeldzüge der Farmer unterstützt.

Das Urteil

Die Anklage gegen den australischen Premierminister Robert Hawke, die Minister John Kerin, Joh Bjelke-Petersen, Steven Hatton und Herrn Jan MacLachlan, Präsident der «National Farmers Federation» wird aufrechterhalten.

Ihre Verantwortung für die tragische Situation der australischen Pferde ist offenkundig.

Robert Hawke trägt als Premierminister seines Landes die Hauptverantwortung für das Genozid der australischen Pferde. Mehr noch als die übrigen Angeklagten ist er für schuldig befunden worden, das Ansehen Australiens in der Weltöffentlichkeit zu beschmutzen, indem er seine Mitbürger als ein Volk von Barbaren, Sadisten und Wilden erscheinen lässt.

Die Herren Hawke, Kerin, Hatton und Bjelke-Petersen werden für schuldig befunden, ihre Verpflichtung zum Schutz der australischen Tierwelt nicht zu erfüllen. Sie werden für schuldig befunden, sich an einer hochentwickelten Tierart, die zum australischen Erbe und Kulturgut gehört, schwer zu vergehen, indem sie die wilden Pferde zum Ungeziefer erklärt haben und dadurch ihr Überleben gefährden.

Die Herren Kerin, Hatton und Bjelke-Petersen werden für schuldig befunden, keine

Inzwischen breitet sich eine Protestwelle über den ganzen Erdball aus:

● Amerikanische und britische Parlamentsabgeordnete wollen Vorschläge zu Importsperrn für australische Produkte, speziell Pferdefleisch, einreichen.

Sie werden für schuldig befunden, sich systematisch jeder von den Tierschutzorganisationen und deren Experten vorgeschlagenen Lösungen eines allfälligen Überbevölkerungsproblems der Wildpferde zu widersetzen.

Jan MacLachlan wird für schuldig befunden, die Massaker an wildlebenden Pferden durch Abschliessen von Helikoptern aus aktiv zu propagieren. Er ist für schuldig befunden worden, unsägliche Grausamkeiten an den australischen Pferden zu ermutigen und dadurch in seinen Mitbürgern die niedrigsten Instinkte zu fördern.

Im weiteren prangert der Gerichtshof die Abnehmerländer von australischem Pferdefleisch an, insbesondere Frankreich, Belgien, Italien und Japan.

Der Gerichtshof prangert ebenfalls die Futtermittelindustrie für Hunde und Katzen an, die mit ihrem fortwährenden Raubbau an freilebenden Tierbeständen die internationale Fauna, im vorliegenden Fall die australischen Pferde aufs schwerste gefährden.

Der Gerichtshof brandmarkt ganz allgemein den Genuss von Pferdefleisch als eine ethisch verwerfliche Handlung, da das Pferd

eine hochentwickelte Tierart und seit urdenklichen Zeiten ein Freund des Menschen ist. In diesem Geiste betrachtet der Gerichtshof den Verzehr von Pferdefleisch als eine Art von Kannibalismus.

Der Gerichtshof fordert die australische Regierung auf, sämtliche Schritte in Richtung einer Legalisierung der Pferdemassaker unverzüglich zu unterbinden und stattdessen Gesetze zu schaffen, welche die Pferde von ihrem Odium des «Ungeziefers» befreien und ihnen den Status einer schützenswerten Tierart geben.

Der Gerichtshof lädt die australische Regierung ein, unverzüglich mit Tierschutzorganisationen ins Gespräch zu kommen, damit Lösungen gefunden und verwirklicht werden können, beispielsweise durch Schaffung von Reservaten, die Aufnahme der Pferde durch die australischen Ureinwohner und andere Interessierte, auch Geburtenregelung etc.

Schliesslich richtet der Gerichtshof einen dringlichen Appell an die EG, jeglichen Import von Pferdefleisch aus Australien solange zu stoppen, bis die oben erwähnten Massnahmen durchgesetzt sind.

Genf, 22. Juni 1987 Der Internationale Gerichtshof für Tierrechte

● Der britische Tory-Abgeordnete Harry Greenway reichte bereits am 13. Juli im Londoner Unterhaus eine Motion ein, die die «barbarische» Praxis des Pferdemordes aus Helikoptern «missbilligt» und die englische Regierung auffordert, beim australischen Premier das sofortige Ende der «kriminellen Massenschlächtereie» zu verlangen. Die Motion wurde überwiesen.

● Ab Ende September will sich auch die Frau des ex-«Beatle» Paul McCartney für die australischen Wildpferde in eine Medienschlacht werfen.

● Und selbst die englische Queen, verlaute britische Zeitungen, habe vor, sich bei ihrem nächsten Australien-Besuch im Frühjahr 1988 für ihre Lieblingstiere einzusetzen.

Die UAN ist dabei, in Zusammenarbeit mit Sachverständigen aus Frankreich, England, Marokko und Israel eine humane, ethisch vertretbare, tier- und umweltfreundliche, aber auch wirksame Art der Geburtenregelung für die wilden Pferde Australiens auszuarbeiten.



Luxus muss Umweltbewusstsein nicht ausschliessen. Catherine Aga Khan...

Eine grüne Prinzessin

Sie kämpft gegen Tierversuche, gegen das Pelztragen, gegen Atomkraftwerke. Prinzessin Catherine Aga Khan ist konsequent bis hin zum Tisch: Seit 15 Jahren lebt sie vegetarisch. Judith Weber entlockte ihr zwei Rezepte.

Ein stiller, lauschiger Weg zwischen herbstlichen Gärten, silberblaues Blinken des Genfersees hinter uralten Stämmen hervor, ein schweres Eisenportal, das weit offen steht und den Blick auf das Schloss freigibt, dienstbare Geister, die aus ihrem unbeweglichen Warten beim Haupteingang erwachen, herzueilen, helfend beispringen, Mäntel, Taschen, Mappen in Empfang nehmen und uns mit un-nachahmlicher Diskretion ins Hausinnere geleiten.

Wir sind zu Gast bei Prinz und Prinzessin Aga Khan. Es ist das Jahr 1977, und wir stecken mitten in unserer Robbenkampagne.

Die Begrüssung oben in den Empfangsräumen ist herzlich. Sadrudin Aga Khan, schlank, lebhaft, elastisch, von seiner Gattin Catherine zärtlich «Sadri» ge-

nannt, kommt uns mit der sicheren, einfachen Freudigkeit entgegen, die den Gast sofort sich wohlfühlen lässt. Zwei grosse, struppige, graubraune Schäferhunde weichen nicht von seiner Seite. Jede Sekunde bewachen sie mit angespannter Aufmerksamkeit ihren Herrn. Ihr gesträubtes Nackenhaar knistert förmlich von Misstrauen gegen jeden Unbekannten.

Catherine Aga Khan ist ganz Prinzessin vor dem prachtvollen Hintergrund des roten Salons.

Aus dem Nebenraum, wo der Apéritif serviert wird, dringt bereits angeregtes Geplauder. Doch es ist kein mondäner Klatsch, der hier blasirt herumgeboten wird. Es ist die Rede von der schleppenden Langsamkeit der britischen Regierung im Durchsetzen eines besseren Schutzes der Versuchstie-



... setzt sich unermüdlich für Umwelt und Tiere ein.

re. Es ist die Rede von der Nuklear- und Plutoniumenergie und ihren Folgen für die Gesellschaft. Es ist die Rede von Möglichkeiten, in der Dritten Welt statt Motorisierung und Mechanisierung die Kraft der Haustiere zu nutzen – in Respekt und Freundschaft mit ihnen.

Im Esszimmer, am Tisch mit dem kostbaren Porzellan, dem funkelnden Silber und Kristall, wo die Gespräche weitergeführt werden, schlägt plötzlich ein Lärm auf: wütendes Gebell, schnappendes Fauchen und Knurren. *Usbec* hat es gewagt, sich so eng an die Beine seines Herrn zu schmiegen, dass *Arrak* sich um den besten Platz

beim Stuhl des Angeboteten geprellt sieht. Doch die ruhige Stimme, die liebkosende Hand des Prinzen besänftigen schnell die eifersüchtigen Tiere.

Auf leisen Sohlen umschreiten die schwarz gekleideten Bedienten den Tisch, und in blendend weissen Handschuhen servieren sie eine Köstlichkeit nach der andern. Das ist feinste französische Küche. Auf Schloss Bellerive wird der Gast kulinarisch sehr verwöhnt.

Doch Prinz und Prinzessin essen anders. Nach der Vorspeise, die aus einer Art gefüllter, golden überkrusteter Röllchen besteht und so herrlich schmeckt, dass ich



Unter schattigen Bäumen ist der ländliche Tisch gedeckt.

nicht anders kann, als mich, ganz gegen die Etikette, zweimal zu bedienen, lassen Catherine und Sadrudin Aga Khan wie zufällig Fleisch- und Fischgänge aus. Ich will nicht indiskret starren, aber aus den Augenwinkeln bemerke ich, dass auch ihr Gemüse anders zubereitet ist, sehe ein Gericht aus wildem Reis – und spüre seinen würzigen Duft. Noch aber verfolgt mich das «Geheimnis» der Vorspeise. Was war es und was war drin? Fleisch doch ganz bestimmt.

«Ah, die Panzarotti!» gibt die Gastgeberin liebenswürdig Auskunft. «Ja, die macht unser Chef gut. Er hat ein Rezept ohne Fleisch.»

Jetzt spricht plötzlich die ganze Tischrunde von den Panzarotti. Mit kaum wahrnehmbarer Geste winkt die Prinzessin einen Diener zu sich; im nächsten Augenblick liegt neben ihrem Teller ein weisses Blatt und ein Stift, sie schreibt ein Wort, faltet das Blatt. Auf silbernem Tablett trägt es der Diener geräuschlos aus dem Raum.

Schon am nächsten Tag bringt die Post den eleganten, schlanken Umschlag mit dem Prägezeichen von Schloss Bellerive.

Es ist das Rezept der Panzarotti.

«Déjeuner sur l'herbe»

Diesmal ist es Hochsommer.

«Ich verstehe, was Sie möchten», kam vor ein paar Tagen Prinzessin Catherine's warme, dunkle Stimme mit dem unverkennbaren Akzent durchs Telefon. «Lassen Sie uns Freitag zusammen mittagessen. Kommen Sie nach Bellerive. Wir werden ganz «between ladies» sein.

Die grossen Rasenflächen des Schlossparks flimmern unter der Mittagshitze. Vom Seeufer her tönt helles Kinderlachen und Hundegebell. Ein kleines Mädchen spielt dort drüben mit einem grossen Hund. Das rosagekleidete Kindermädchen lässt die beiden keinen Moment aus den Augen.

Unter alten, weitausladenden Bäumen sind weitere anmutige,

ebenfalls rosa gekleidete Gestalten dabei, zwei Tische zu decken.

Catherine Aga Khan kommt mir unter dem Dach von grüngoldenen Schatten und flirrenden Sonnenlichtern entgegen. Sie trägt ein einfaches weisses Sommerkleid aus kühlem Leinen, darüber den eleganten, grauseidenen Halbmantel.

Die ländlichen, wunderhübsch gedeckten Tische erwarten uns im Schutz der alten Bäume. Eine ganze Auswahl von Gerichten, die einen kalt, die andern warm und köstlich duftend, verlockt zum Zugreifen. Aber zuerst muss man unbedingt schauen! Es ist alles so farbenprächtig.

Diskret stehen die schwarzbefrackten, weisshandschuhten Hausgeister im Hintergrund. Sie warten gespannt auf den Wink der Gastgeberin. Und es wird mir klar, dass sie alle ihre «Princess» nicht nur fürchten, sondern geradezu anbeten.

«Sehen Sie, so essen wir, Sadri und ich. Seit 15 Jahren. Und nie sind wir bei besserer Gesundheit gewesen! Das ist unser Geheimnis. Unseren Gästen will ich natürlich nichts aufzwingen. Ich wusste nicht, dass Sie und Franz Weber auch Vegetarier sind.»

«Nun, bei uns handelt es sich vor allem um den gänzlichen Verzicht auf Fleisch und weitgehend auch auf Fisch. Ich habe immer ein wenig Bedenken gehabt gegen wirklich rein vegetarisches Essen.» «Dann lassen Sie sich jetzt einmal von diesem Gericht aus wildem Reis und Gemüse schöpfen, und geben Sie mir in ein paar Minuten Nachricht! Vergessen Sie aber auch die andern Dinge nicht.» «Wilder Reis ist aber doch sehr teuer. Auch wirklich frisches, biologisches Gemüse ist nicht billig.» «Ah! Wenn man aber auf das Fleisch verzichtet! Dann ist auch wilder Reis nicht sehr teuer!»

Wir geraten in ein leidenschaftliches Diskutieren hinein. «Ich sage es überall wo ich kann», erklärt Catherine Aga Khan, während sie das Glas erhebt, in dem nichts anderes funkelt als klares Wasser, «es liegt an den Frauen! Die Frauen müssen biologisches Gemüse

Riz sauvage aux légumes «Chateau Bellerive»

Zutaten für vier Personen:

1 grosse Zwiebel, etwas Öl, 250 g wilden (schwarzen) Reis, ½ dl Apfelwein, 7 bis 7½ dl Wasser, Meersalz, 2 Karotten, 2 Zucchini, 1 Lauchstengel, 100 g Parmesan.

Zubereitung:

Zwiebel klein schneiden und in erhitztem Öl ziehen lassen. Reis beifügen und kurz mitbraten. Mit Apfelwein und Wasser ablöschen. Meersalz begeben, Reis umrühren und alles während einer Stunde leicht kochen lassen. Unterdessen die Karotten, Zucchini und den Lauchstengel klein würfeln und in einer anderen Pfanne einzeln nacheinander leicht anbraten. Dann alles zusammen in eine einzige Pfanne geben, zwei Esslöffel Wasser beifügen, weichdünsten.

Den weichgekochten Reis und die Gemüse vermischen und in eine flache, feuerfeste Form geben. Den Parmesan darüberstreuen und das Gericht nur bei Oberhitze im Backofen schwach goldgratinieren.

*

Panzarotti aux Champignons

Zutaten für den Pfannkuchenteig: 4 ganze Eier, 100 g Mehl, eine Prise Salz, 4 dl Milch, 100 g zerlassene Butter.

Zutaten für die Füllung: 500 g Champignons (in Scheiben geschnitten), 2 mittelgrosse gehackte Zwiebeln, 1 dl trockener Weisswein, Petersilie, Salz, Pfeffer, Parmesan.

Zutaten für die Sauce: 4 bis 5 dl Rahm, Salz, Pfeffer.

Zubereitung des Teigs: Die Eier mit dem Mehl verrühren. Salz und Milch begeben, danach die zerlassene Butter untermischen. Den Teig eine Stunde ziehen lassen.

Zubereitung der Füllung: Die gehackten Zwiebeln leicht anbraten, die Champignons hinzugeben und mitdünsten; den Wein sowie Salz und Pfeffer beifügen und das ganze 6 Min. leicht kochen. Die Champignons ohne den Saft fein hacken. Gehackte Petersilie und geriebenen Parmesankäse begeben. Aus der Füllung Würste machen und sie mitten auf die Pfannkuchen legen; diese zusammenrollen und in 4 cm lange Stücke schneiden.

Die Panzarotti aufrecht in eine feuerfeste Form geben und mit Parmesan bestreuen. Im Ofen erhitzen.

Zubereitung der Sauce: Den Champignonsaft aufkochen, 4 bis 5 dl Rahm sowie Salz und Pfeffer hinzugeben. Die Hälfte der Sauce über die Panzarotti giessen. Diese bei Oberhitze im Backofen leicht gratinieren. Den Rest der Sauce separat servieren.

fordern! Müssen Glas statt Plastik und Karton verlangen! Müssen auf Eiern von freilebenden Hühnern bestehen! Die Frauen könnten es...

Die Frauen sind mächtig genug!...

Wir sind mit unserem Gespräch bei Themen angelangt, die schon weit entfernt sind von unserem eigentlichen Anliegen: dem vegeta-

rischen Rezept für das Journal Franz Weber.

Es ist die Prinzessin, die mich jetzt daran erinnert und fragt, worauf meine Wahl gefallen sei. «Auf das Reisgericht, das aber doch bestimmt nicht leicht zu kochen ist?» «Ganz leicht, Sie werden sehen! Und nehmen Sie doch auch die andern Rezepte. Sie liegen für Sie bereit.»



Fleischlos – und dennoch fürstlich französische Küche.

Eine Handvoll brauner Erde

Eine Erzählung von Franz Weber

Diese Erzählung
schrieb Franz Weber
im Alter von
22 Jahren. Er wurde
am 27. Juli 1927
geboren.

Die Gasse war ohne hervorstechende Merkmale: in bunter Folge schmiegt sich alte Häuser aneinander, reihen sich bescheidene Kaufläden und da und dort, wie kleine Oasen, romantische Gärten mit brüchigen Mauern. Alles schien sich hier zu vertragen: Hunde mit Tauben und Katzen, spielende Kinder mit dem Krämer hinterm Schaufenster, Studenten mit der Gemüsefrau. Auch ein ganzes kosmopolitisches Volk, wie es zu jeder Tageszeit im Quartier Latin umherflaniert, belebt das Antlitz der Gasse: japanische Seminaristen, studierende Afrikanerinnen, indische Professoren, dänische Maler, spanische Gitarristen, ägyptische Tänzerinnen – was so der Sturmwind des Lebens gegen Paris treibt, wie gegen eine Glücksinsel.

Ein freundliches, friedliches, fröhliches Stückchen Grossstadt eigentlich, und doch...

So oft ich um fünf Uhr abends nach den Vorlesungen durch diese Gasse heimwärts schritt, befahl mich eine tiefe Niedergeschlagenheit, deren Grund ich mir nicht erklären konnte. Waren es die geheimen Stossseufzer, war es das Heimweh all der verpflanzten Menschen, das mich unbewusst bedrückte, oder war es...

Nachdenklich ging ich eines Abends im April wiederum die altvertrauten Häuserzeilen entlang. Und da, auf einmal, sah ich vor meinen geistigen Augen, erst verschwommen, dann klarer und schliesslich mit plastischer Deutlichkeit die Gestalt eines gebückten Greises die Gasse heraufschlurfen, und ich wusste: in dieser Gestalt lag der Ursprung meiner unerklärlichen Bedrückung.

Im nächsten Augenblick tauchte die Gestalt des alten Mannes leibhaftig vor mir auf. Grau vom Hut

bis zu den Schuhen strich er in der Art eines geschlagenen Hundes die Strasse hin. Er gehörte so sehr zu ihr wie die Pflastersteine und das Gemäuer der Häuser. Er war sauber, doch irgendwie abgenutzt, als ob zu viele Tränen seinen Körper ausgetrocknet hätten. An seine Brust drückte er einen geheimnisvollen Lederbeutel und schien darüber den Rest der Welt zu vergessen.

Sein pünktliches Erscheinen, zehn Minuten vor fünf, das die Nachmittagszeit wie die Zeiger einer Uhr bestimmte, warf jeden Tag um diese Stunde einen seltsamen Schleier von Melancholie über die Strasse. An die Theorie der «formes pensées» anknüpfend, dachte ich mit dumpfem Gefühl: Was für schmerzliche Gedanken müssen von dem Greise ausströmen, dass die ganze Strasse ihren Stempel trägt!

Einige Tage später stolperte der Alte, noch ehe ich ihn kreuzte, über das beschädigte Strassenpflaster und stürzte mir beinahe vor die Füsse hin. Schnell fasste ich ihn unter den Armen und richtete ihn behutsam wieder auf. Er wandte sich aber ohne Dank von mir ab und blickte erschrocken auf die Strasse, Worte in einer mir unverständlichen Sprache murmelnd. Dann bückte er sich ruckartig und hob seinen Lederbeutel auf, der ihm beim Sturz entfallen war, reinigte ihn sorgfältig und presste ihn erneut an die Brust. Seine besorgten Augen waren von der Wehmut eines Herbsthimmels, der sich erinnert und verzweifelt.

Das Leid der Nächsten hat schon immer wie ein Gefängnis auf meiner Seele gelastet; wir sind doch alle auf irgendeine Weise die Glieder einer Kette: fällt auf eines der Glieder ein Gewicht, so drückt die ganze Kette.

Die Last, die ich gemeinsam mit dem Unbekannten zu tragen hatte, ahnte ich in jenem geheimnisvol-

len Ledersack. Wie aber sollte ich den Alten davon befreien, damit auch ich davon befreit würde?

Die folgenden Abende fanden mich stets zur üblichen Stunde in der üblichen Gasse. Mit vornübergeneigtem Haupt humpelte mir der Greis entgegen und manchmal, wenn er seine Augen von den Füssen liess und aus seinem Traum erwachte, grüsste er mich durch ein stummes Kopfnicken.

Doch eines Tages blieb er aus.

Ich hatte den Eindruck, als ob mich etwas verlassen hätte. Die Strasse, die mich Augenblicke zuvor noch zum Verzweifeln traurig dünkte, war ganz und gar ausdruckslos geworden. Was war vorgegangen? fragte ich mich beklommen.

Ich blieb stehen, schaute mich um. Wo war der alte Mann? Da schlug es vom nächsten Kirchturm fünf. Meine Uhr ginv zehn Minuten nach... Ich hatte den Alten verpasst. Versonnen und irgendwie suchend schritt ich meinen Weg zurück, überquerte einen breiten, von blühenden Kastanienbäumen bestandenen Boulevard; die weissen Blüten schneiten bald hüpfend, bald sacht gleitend in die offenen Automobile. Von den umliegenden Gärten stieg ein herb-süsser Duft auf, der sich zeitweise mit dem Wind bis in den Boulevard hinein verschenkte.

Mein Herz öffnete sich diesem zarten, seinem Ende, ach, immer



so nahen Frühling. Schlendernd bog ich in eine steile, von frohem Markttreiben erfüllte Gasse ein. Eifrig schwatzende Hausfrauen umschritten mit grossen, farbenprächtigen Strohkörben Tische und Karren, erstanden sich hier Blumen, dort Früchte, Salatköpfe und Gemüse. In das rege Treiben klang die Weise eines rührseligen Akkordeonisten:

*Longtemps, longtemps après
que les poètes ont disparu
Leur chanson court encor
dans les rues...*

Ferner und ferner drang das Lied zu mir herüber, bis es erlosch, indes der geheime Faden, der meine Bummelei geleitet, mit der Abendsonne vor der Mauer einer einfachen, alten Kirche auslief.

Verse von Victor Hugo sangen in meinem Gedächtnis:

*Elle était humble et calme à la
chute du jour
L'église où nous entrâmes...*

Dem verwitterten Hauptportal des Gotteshauses paarten sich zwei ebenso verwitterte Seitentüren; unschlüssig drückte ich eine Klinke herunter und trat leise in das feierliche Halbdunkel, in dem ein Duft von Weihrauch und geweihtem Wasser schwebte. In den Nebengängen verdichteten sich die Schatten; nur durch ein hohes, offenstehendes Zierfenster stahl sich ein karger Lichtschein ins Innere, begleitet von Gartenhauch und Amselgesang.

Ich folgte einem Seitengang, dessen Stille und Halbdunkel unvermittelt mein Gewissen umfingen und mich zur Andacht riefen. Zweimal fühlte ich über mir eine Gestalt und zweimal trafen meine Augen das hoheitsvolle Gesicht einer Heiligen, die mich streng zu betrachten schien. Mit seltsamer Empfindung schritt ich weiter und erreichte schliesslich hinter dem Hauptaltar eine kleine Kapelle der Heiligen Jungfrau, einer hohen, reich geschmückten, unnahbaren Dame ohne Alter, von schwarzem, verschlossenem Gesicht. Um den Altar hatten fromme Hände Hortensienstöcke hingesetzt, Sinnbild ihrer Liebe und Ehrfurcht.

Lautlos kniete ich mich an das Kapellengitter und erwartete eine Vergebung oder den Lichtstrahl einer Hoffnung. Ich kniete nicht vergeblich, bald fühlte ich mich in einer anderen Welt, in einem Reich, wo jeder freundlich aufgenommen wird. Ich entflohe dem für den Ausländer so teilnahmslosen Paris, dieser Zauberstadt, die ihr Lächeln gleich der Sonne allen bietet, doch sich um niemanden im besonderen kümmert. Und das Herz von

leisem Heimweh betrübt, begann ich zu der unbeweglichen Madonna zu beten, die sich weiterhin unter ihrem schweren Gehänge in die Stille hineinschwieg.

Allmählich gewöhnte sich mein Auge an das Dunkel, und ich bemerkte jetzt am Fuss des Marienaltars, etwas seitwärts, eine weitere Gestalt. Es war keine Heilige, keine Statue. Es war der geheimnisvolle Alte, dessen verschwiegenes Stelldichein ich heute verpasst hatte. Erst verharrte er regungslos, dann begann er mit Inbrunst und verhaltenem Schmerz halblaut vor sich hinzubeten. Von Zeit zu Zeit wischte er sich eine Träne aus dem Gesicht, öffnete nach langem Flehen den Lederbeutel und entleerte ihn in seine Hände.

Von natürlicher Neugier getrieben, trat ich etwas vor und spähte. Und sah. Was der alte Mann in seinen Händen hielt, war ein Häufchen brauner Erde, in die er immer wieder sein Gesicht versenkte. Mit einem kurzen, eintönigen Gebet verschloss er schliesslich die Erde wieder in seinen Beutel, presste ihn leidenschaftlich an die Brust und erhob sich.

Ich war von dem Gesehenen noch derart beeindruckt, dass ich dem Alten weder meine Gegenwart noch mein bestürztes Gesicht verbergen konnte. Er bemerkte mich, als er sich vom Altar abwandte. Offenes Missfallen malte sich auf seinen Zügen.

Verwirrt stammelte ich: «Pardon, Monsieur; je ne voulais pas être indiscret.»

Er schaute mich an, zögerte, nahm mich dann beim Arm und führte mich in die Tiefe der Kirche: «Junger Mann,» begann er leise, «Sie haben mir einmal einen Dienst erwiesen – ich habe das nicht vergessen. Deshalb will ich Ihnen auch anvertrauen, was niemals ein anderer erfahren wird.»

Wir setzten uns in eine Bank nahe dem Weihwasserkessel, und mit rauher Stimme fuhr der Greis fort:

«Ich bin ein politischer Flüchtling. Meine Tochter, meine einzige Erdenliebe, wurde wegen angeblicher Spionage verhaftet. Kurz vor ihrer Deportation liess sie mir durch Freundeshand diesen Lederbeutel, angefüllt mit brauner Erde, zugehen. Ein Zettel lag darin: «Vater, das ist Heimaterde, ehre sie, bete für unser Vaterland. Jeden Abend werde ich zur Stunde, die im Westen fünf Uhr entspricht, deiner gedenken in der Gewissheit, dass du meiner gedenkst und unseres geliebten Vaterlandes...» Dieser Krumen Erde ist mir teurer als mein Leben, es ist das kostbarste, was mir meine Tochter als Andenken hin-

terlassen konnte. Betrachten Sie meine weissen Haare, mein von Tränen ausgelaugtes Gesicht, wenn ich Ihnen nun verrate, dass ich noch nicht einmal fünfzig Jahre zähle!»

Er sass noch einige Augenblicke träumend, erhob sich dann wortlos, schlurfte zu einer Seitentür und verliess die Kirche.

Wochen vergingen, ohne dass ich den unglücklichen Flüchtling wieder gesehen hätte. Oft dachte ich an seinen Lederbeutel mit der braunen Erde, und das Gewicht der Kette lastete schwerer denn je auf meinem Herzen. Der Druck steigerte sich manchmal zu tiefer Seelenangst, als befände ich mich in einer engen Strafzelle.

Bereits war der Frühling den ersten Sommertagen gewichen – Lindenbäume verbreiteten einen Duft von Honig, und der süsse Geruch geschnittenen Grases lag über den Boulevards und Avenues von Paris – als der geheime Faden, der schon einmal meinen Pfad bestimmte, mich zur selben Stunde in dieselbe Kirche führte.

Doch diesmal war mein Sinn unbeschwert, das Halbdunkel umfing mich vertraut und frisch. Mild betrachteten mich die Heiligen in den Seitengängen, und mein Herz gesellte sich zum Vogelgesang, der durchs offene Zierfenster hereindrang, und fühlte sich leicht wie eine Schwalbe im Himmelsblau.

gegnungen schon immer auf geheimnisvolle Weise vorbestimmt gewesen? Behutsam grub er seine Hände in die Erde und mischte sie sorgfältig durcheinander.

«Ich habe die Erde meiner Heimat mit Pariser Erde vermischt,» sprach er zu mir, als ob ich schon die ganze Zeit an seiner Seite gestanden hätte. «Die Augen sind mir aufgegangen: die Wahrheit duldet keine Grenzen, und die Blumen des Guten spriessen überall.»

Auf meinen fragenden Blick fuhr er bedächtig fort:

«Als ich Sie an jenem Abend verliess, erhielt ich die Nachricht vom Tode meiner Tochter. Diese Botschaft, anstatt mich niederzuschmettern, wurde mir zur Erkenntnis: Was bedeutet vor dem Tod eine Handvoll brauner Erde, was bedeuten wilder Hass und begrenzte Liebe? Es gibt nur eines, das zählt, und das stirbt nie. Es ist überall und in allem. Es ist das Gesetz der Liebe, die alles umfasst. Und die Erde ist die Erde aller Menschen, die Erde aller Blumen. Ich liebe Paris, liebe die Welt und Sie, dessen Name ich nicht kenne, sind mein grosser Freund.»

Der sichtlich verjüngte Mann erhob gegen mich ein Antlitz von blendender Helle. Er schüttelte die Erde von seinen Händen, ver-



In der Marienkapelle empfand ich ein geradezu stürmisches Glücksgefühl. Das Gesicht der hohen, unbeweglichen Madonna war voller Güte und widerstrahlte den unendlichen Frieden.

Bei den Hortensienstöcken hantierte mit sicheren, ruhigen Bewegungen ein Mann in der Erde, welche die Blumen nährte. Eine seltsame Kraft und ein seltsames Leuchten ging von ihm aus. Als er sein Gesicht erhob, war ich nicht erstaunt, in ihm meinen Flüchtling zu erkennen. Schien es nicht, als wären unsere unerwarteten Be-

abschiedete sich und verschwand im Dunkeln des Mittelschiffes.

Auf den Steinfliesen aber lag verlassen und leer der Lederbeutel.

Damit trat der Unbekannte aus meinem Leben. Doch von da an war für mich die abendliche, einst so wehmütige Gasse von heimlichem Licht erfüllt. Und jetzt verstand ich, dass die wahren Freundschaften jene sind, die uns von den Ketten und vom inneren Gift befreien.

Fortsetzung von Seite 11

Die Wahrheit ist ganz anders

Liest man im umstrittenen Brief, verfliegen auch noch die letzten Zweifel.

«Nicht aufgeben, weitermachen, das möchte ich auch Ihnen zurechnen. Was wir bis jetzt erreicht haben, ist unser gemeinsames Werk. Helfen Sie mir, es weiterzuführen. Bekunden Sie uns Ihre Solidarität in dieser schwierigen, leidvollen Zeitspanne mit einer Spende, oder, wenn Ihnen das nicht möglich ist, mit einem freundschaftlichen Wort. Ich danke Ihnen.»

Ihr Franz Weber.»

4. Zu allem Überfluss hatten zuvor mehrere Amtsstellen, so das Justizdepartement des Kantons Waadt, der Präfekt von Vevey, die Gendarmerie von Montreux und der Untersuchungsrichter schon beflissen Nachforschungen angestellt – und nichts Aussergewöhnliches finden können.

Es gab also am 10. April 1986 nur Gründe für die Rückweisung der Anzeige des H. Z. Keinen einzigen dafür. Doch der Angezeigte heisst Franz Weber. Da drehen die Mühlen des Gesetzes anders:

Da wird der Untersuchungsrichter arbeitsam. Kaum hat er am 10. April 1986 die Akten bekommen, ist Franz Weber auch schon im Eilzugtempo für den 14. April vorgeladen. Bei Nichterscheinen droht Busse oder Haft.

Franz Weber kommt. Punkt 15 Uhr 15 steht er vor dem Untersuchungsrichter, beziehungsweise dessen Substituten Carrard. Inzwischen ist Carrard zum Bezirksgerichtspräsidenten von Lausanne befördert worden. Damals war er noch Untergebener des seit Jahren mit Franz Weber verfeindeten kantonalen Untersuchungsrichters Roland Châtelain. Die Befragung gerät zur Farce.

Recht nach Lust und Laune ...

Franz Weber nimmt sich einen Rechtsanwalt, und der schreibt Briefe noch und noch an den Substituten. Er möge die unsinnige Strafuntersuchung gegen ihn nun doch bitte einstellen.

Umsonst. Am 27. Juni 1986 muss Franz Weber wieder vor den Richter: Dieser eröffnet ihm, dass eine Strafuntersuchung gegen ihn wegen Verletzung des Gesetzes über öffentliche Geldsammlungen eröffnet wird (Inculpation). – In einer Sache, wo 14 Kantone die Anhandnahme der Anzeige verweigerten. Und wo es auch in der

Waadt keinen einzigen Grund gegeben hätte, es ihnen nicht gleichzutun.

Dann wird es vorerst still um die Akten C 135/1986.

Aber nicht um Franz Weber. Denn weitere, ebenso groteske Klagen haben inzwischen die Rue Valentin 34 in Lausanne erreicht.

Gegenklagen von Angeklagten sind eine weitverbreitete Unsitte. Kleines Beispiel: Xaver verbreitet öffentlich, Theophil sei ein Betrüger. Theophil klagt Xaver der Ehrverletzung an. Und noch bevor das Gericht entschieden hat, ob die Titulierung von Theophil gerechtfertigt ist oder nicht, klagt Xaver Theophil der Ehrverletzung an, weil Theophil es gewagt hat, sich gegen die Verleumdungen zu wehren. Da soll also nicht nur Theophils Ruf zerstört werden, sondern ihm auch noch verunmöglicht werden, seine Ehre zu retten.

Im Normalfall fallen die Richter auf derartige Manöver nicht herein und verweigern die Anhandnahme solcher Klagen oder warten mit der Untersuchung zumindest, bis die Hauptklage abgeurteilt wurde. Sonst müssten jahrelang Untersuchungen über das gleiche Thema in verschiedenen Kantonen durchgeführt werden.

Auch die Waadtländer Strafprozessordnung wappnet sich gegen solche Missbräuche. Artikel 140 sieht vor, dass der Richter ein Verfahren aussetzen kann, wenn dessen Ausgang von anderen Prozessen abhängig ist.

Leider wird auch dieses «können» vom Untersuchungsrichter als Freipass ausgelegt. Gegen H. Z., A. D. und E. B. laufen in Zürich Strafuntersuchungen wegen Verleumdung gegen Franz Weber. Gegen H. Z. ein weiteres Verfahren wegen Verleumdung in St. Gallen. Gegen A. D. auch noch das schon erwähnte Verfahren in Genf wegen Urkundenfälschung.

Mit Ehrverletzungsklagen, eingereicht in der Waadt, beklagen sich diese Herren nun, habe Franz Weber ihre Ehre verletzt.

Handelte der Richter gerecht, so müsste er entweder diese völlig missbräuchlichen Klagen sofort abweisen, oder zumindest deren Untersuchung aussetzen, da ja über die Sache bereits vor einem anderen Gericht geurteilt wird.

Wie missbräuchlich diese Klagen sind, zeigt das Beispiel A. D.:

In seinem Zirkularschreiben an Freunde und Gönner hatte Franz Weber geschrieben, dass A. D. in der umstrittenen Westschweizer TV-Sendung «Le Défi» gegen Franz Weber einen gefälschten Steuerausweis präsentiert hatte. Diese Aussage macht ihm A. D. im Strafverfahren B 115/86 zum Vorwurf. Dabei hatte der Direktor der kantonalen Steuerverwaltung danach öffentlich am Fernse-



Photo: Image Bank Zürich

hen richtiggestellt, dass es sich um einen gefälschten Steuerausweis gehandelt hatte. Am Tatbestand gibt es also nichts zu zweifeln. Überdies wusste der Untersuchungsrichter vom Anwalt A. D. s, dass die Genfer Anklagekammer die Urkundenfälschung bestätigt hat. Hier muss doch der Waadtländer Richter einfach den Ausgang des Genfer Prozesses abwarten. Dies tut er aber nicht.

Am 27. Juni 1986 wurde Franz Weber vom Untersuchungsrichter einvernommen. Fünf Monate später, am 20. November 1986, formulierte sein Rechtsanwalt schriftlich mehrere Beweisanträge: Man möge die Prozessakten aus Zürich und Genf beiziehen, solle neue Zeugen einvernehmen. Bis heute, das heisst fast ein Jahr danach, wurde von der Waadtländer Justiz aber noch kein neuer Beweis angenommen, der Franz Webers Unschuld offenbar werden liesse.

Damit nicht genug. Der Untersuchungsrichter liess – wiederum durch eine Substituten, diesmal Angèle Page-Barbezat – sogar noch die Klagen von H. Z. und E. B. trotz ihrer offensichtlichen Haltlosigkeit annehmen. Franz Weber, der mehrmals bereitwillig zu völlig nutzlosen Einvernahmen nach Lausanne gefahren war, wurde es nun klar, dass es der Waadtländer Justiz nicht um gerichtliche Untersuchungen, sondern um eine politische Auseinandersetzung ging. Franz Weber sollte gekränkt, geschwächt, kriminalisiert werden.

Kein schwieriges Unterfangen. Bei Weber spielt sich ja alles immer in breitester Öffentlichkeit ab. Jede negative Zeitungsschlagzeile ist Wasser auf die Mühlen seiner Gegner. Mit Strafverfahren gegen ihn produziert man negative Schlagzeilen. Man fällt solange als möglich keine Urteile, da er diese

ja ans Bundesgericht oder gar nach Strassburg weiterziehen könnte, sondern es bleibt bei Untersuchungen, die keine sind, die Franz Weber aber wieder in den Ruch eines zwiefelichtigen Bürgers bringen.

... und Richter nach Parteien-Kalkül

Es war einmal ein russischer Schriftsteller, der ertrug es nicht, in der Schweiz zu leben, weil ihn die Verhältnisse hierzulande zu sehr an die Sowjetunion erinnerten. Sein Name ist Alexander Solschenizyn, Nobelpreisträger. 1974 zwang ihn das russische Regime, auszureisen. Er war Systemgegner.

Franz Webers Kampf macht ihn oft unbeabsichtigt zum Gegner des schweizerischen Systems, das in seiner Kapitalabhängigkeit ähnlich hysterisch auf Systemkritiker reagiert wie totalitäre Diktaturen. Dennoch schreibt ihm wenigstens unsere Verfassung das Recht auf unparteiische und unabhängige Richter und faire Prozesse zu.

Soweit die Theorie. Die Praxis der Richterauswahl in der Schweiz erweist sich für wahre Opponenten jedoch als Fallstrick. Denn die Regierungsparteien suchen sich möglichst treue Parteimitglieder und verteilen sich den Kuchen der Richterposten in Sondergremien. Die Richtervahlen an sich sind dann blosse Formsache. Je wichtiger der Richterposten, desto genauer wird auf die Systemtreue des Kandidaten geachtet.

Zurück zum Kanton Waadt, wo seit Jahren eine geschlossene «Staatsfront» aus Justizminister Leuba, Kantonsgericht und kantonalem Untersuchungsrichter Franz Weber bekämpft. Selbst die zurückhaltende, freisinnige «Neue Zürcher Zeitung» konnte sich 1983 die Bemerkung nicht verkneifen, dass sich im Waadtland eine Polarisierung um Franz Weber gebildet habe und an einzelnen Stellen so etwas wie eine «lokale Mafia» aus politischen und Geschäftskreisen» agiere.

Die Weise, in der sich die Gerichte der Waadt auf die Seite der Gegner Franz Webers geschlagen haben, würde ein Buch füllen. Hier nur einige kurze Beispiele, die heute noch aktuell sind:

- Roland Châtelain, kantonaler Untersuchungsrichter, verunglimpfte Franz Weber bei der «Schweizer Illustrierten». Franz Weber klagte ihn an, zeigte sich schliesslich aber versöhnlich. Der Untersuchungsrichter musste seine Aussage öffentlich zurückziehen und sich bei ihm entschuldigen.
- Kantonsrichter Gillieron beleidigte Franz Weber 1982 am Westschweizer Fernsehen.

- Kantonsrichter Jomini, Präsident der Aufsichtskommission über Rechtsanwälte verlangte für Franz Webers Anwalt eine Disziplinarstrafe. Grund: er hatte an einer Pressekonferenz teilgenommen. Das Bundesgericht hob das Urteil später auf, weil es gegen das Menschenrecht der freien Meinungsäusserung versties.
- Das Kantonsgericht schützte über Jahre hinaus die Mächenschaften eines untergeordneten Richters. Der versuchte tatsächlich, ein von Franz Weber als Kläger angestregtes Verfahren in ein Verfahren gegen Franz Weber umzumünzen.

Den Unmut der Waadtländer Richter hat Franz Weber vermutlich auch mit seiner 1983 lancierten Initiative «Für eine Justiz mit menschlichem Gesicht» auf sich gezogen. Mit 43 Prozent Ja-Stimmen verpasste der Vorstoss sein Ziel nur knapp. Dennoch blieb es ein unbegreiflicher Volksentscheid, hatten die Stimmbürger doch wieder einmal gegen ihre eigenen Rechte gestimmt. Die Initiative hätte die Willkürmöglichkeiten der Waadtländer Justiz einschränken sollen. Für Franz Weber selbst wurde sie jedoch zum Bumerang. Es sieht ganz so aus, als wollte man ihm, der sich zu einer Art Freiheitskämpfer in Sachen Recht plus zu einem unerschrockenen Überwacher richterlicher Redlichkeit entwickelt hat, zeigen, wer immer noch am längeren, staatlichen Hebel sitzt.

Doch Weber gibt nicht auf. Per Aufsichtsbeschwerde (einer Klage wegen missbräuchlicher Ausübung des Amtes des Untersuchungsrichters) versucht er, den Kanton Waadt zu zwingen, hinsichtlich der Akte C 135/86 genauso gerecht zu handeln wie die übrigen fünfzehn Kantone. Überdies verlangt er, dass dem befangenen Untersuchungsrichter Châtelain und dessen Substitutin sein Dossier entzogen wird – um, wie dies in der Bundesverfassung so schön verankert ist, auf richterliche Gleichbehandlung zählen zu können.

Grundsatz eines jeden fairen Prozesses ist nämlich, dass ein voreingenommener Richter sich mit der Sache nicht befassen darf. Und Untersuchungsrichter Châtelain war im vorliegenden Fall befangen – hatte er doch wie erwähnt sich bei Franz Weber für eine Ehrverletzung entschuldigen müssen. Da er Dienstchef der ausführenden Substitutin ist, darf man annehmen, dass auch sie unter dem Druck ihres Chefs zu keiner unvoreingenommenen Behandlung der Prozesse Franz Webers fähig ist. Das Kantonsgericht müsste, soll die Justiz nicht zur

Farce verkommen, unbedingt dem Gesuch Franz Webers entsprechen. Einem Untersuchungsrichter ausserhalb von Châtelains Büros die Arbeit übergeben.

Doch die Waadtländer Gerichtsbarkeit bleibt stur. Beide Begehren werden vom Kantonsgericht abgelehnt, das Urteil Franz Weber am 4. Juni 1987 zu gestellt.

Die Justiz demonstriert ihre Macht

So ungeheuerlich der Entscheid im Grunde ist – wenigstens kann Franz Weber jetzt einen Schritt weitergehen und die Sache vors Bundesgericht bringen. Die Frist für die staatsrechtliche Beschwerde läuft am Montag, den 6. Juli 1987, ab. Diese staatsrechtliche Beschwerde hat nicht automatisch eine aufschiebende Wirkung – das

angefochtene Urteil kann grundsätzlich trotzdem vollstreckt werden. Erst auf Gesuch hin erteilt das Bundesgericht diese Suspensivwirkung.

Im Normalfall warten die zuständigen Gerichte jedoch den Ablauf der Beschwerdefrist ab, bevor man zur Urteilsvollstreckung schreitet.

Ausnahme: Schwerverbrecher oder Fluchtgefahr.

Ausnahme: Franz Weber.

Der kantonale Untersuchungsrichter hat es offenbar eilig. Er mag nicht die zwei Wochen bis 6. Juli 1987 abwarten, sondern lässt Franz Weber auf den 24. Juni 1987 vorladen. Nach dem 6. Juli hätte er das Dossier Franz Weber ja vielleicht nicht mehr, weil es ihm das Bundesgericht wegen Parteilichkeit weggenommen hätte. Da könnte er denn auch nicht mehr seine Macht demonstrieren. Vier Tage vor diesem Vorladungsbefehl hat er extra noch einen

Die seltsamen Methoden des Zürcher Bezirksgerichts

Mitte August reichte Franz Webers Anwalt Rudolf Schaller eine an das Zürcher Obergericht adressierte Aufsichtsbeschwerde ein. Darin beschuldigte er die erste Abteilung des Zürcher Bezirksgerichts der flagranten Parteilichkeit und der Rechtsbeugung. Er prangerte die Tatsache an, dass das Bezirksgericht die von Franz Weber gegen den «Trumpf Buur» und die «Weltwoche» angestregten Prozesse wegen schwerer Verleumdung und Diffamierung systematisch verschleppt – mit dem offensichtlichen Ziel, die Verjährung zu erreichen.

Das gleiche Gericht behandelte eine fast zwei Jahre später von der Gegenpartei eingereichte Gegenklage im Schnellzugstempo und verurteilte Weber, der sich lediglich gegen seine Verleumder verteidigt hatte, am 7. Juli dieses Jahres wegen Verleumdung und übler Nachrede. Die Hauptverhandlung im Prozess Franz Weber gegen «Trumpf Buur» ist indes trotz längst abgeschlossener Untersuchung noch nicht einmal angesetzt worden.

«Es handelt sich hier nicht nur um ein Fehlurteil», schrieb Schaller an das Obergericht, «sondern objektiv um eine Rechtsbeugung zur Schädigung des guten Rufes von Franz Weber. Um den «Trumpf Buur» zu begünstigen und dessen Opfer als Verleumder hinzustellen, sind die Richter nicht davor zurückgeschreckt, entscheidende

Prozessakten absichtlich zu ignorieren.»

Rudolf Schaller wies das Obergericht auch auf die «verdächtigen Richterwechsel» hin, die Franz Webers Klagen erfahren mussten: Nachdem sich ein Untersuchungsrichter gründlich in die Akten eingearbeitet hatte, war er ab April 1987 plötzlich nicht mehr dafür zuständig. Seine Nachfolge übernahm ein Richter, bei dem zum vornherein feststand, dass er schon im Juli 1987 den Posten wieder verlassen und in die Stadtverwaltung überwechseln würde. Womit sich nun also der dritte Richter in die Materie einarbeiten muss.

Rechtsanwalt Schaller beantragt beim Obergericht eine Untersuchung, die unter anderem zutage fördern soll, ob der erste zuständige Richter aufgrund politischen Drucks auf die Weiterführung des Verfahrens verzichtete oder ob das Bezirksgericht seine Versetzung verfügt hatte.

Rudolf Schaller forderte, dass die von Weber gegen den «Trumpf Buur» und die «Weltwoche» geführten Strafverfahren sofort wieder aufgenommen werden. Das Verfahren gegen den «Trumpf Buur» zum Beispiel, das der Fondation Weber bedeutenden Schaden zugefügt hat, droht ansonsten nämlich im Juni nächsten Jahres zu verjähren – so wie es von Webers Gegnern von Anfang an angestrebt wurde.

Brief von Franz Webers Anwalt erhalten, wo dieser ihm mitteilt, dass die staatsrechtliche Beschwerde hängig sei. Dass diese Beschwerde ein Gesuch um aufschiebende Wirkung enthalte. Und aus diesem Grunde eine Gerichtssitzung solange nicht stattfinden könne.

Untersuchungsrichter Châtelain und seine Substitutin waren also bestens im Bilde – nimmt man an, dass sie ihre Post auch ansehen. Doch sie waren ganz offensichtlich ebenso gewillt, diesem Franz Weber einmal zu zeigen, wer im Kanton Waadt befiehlt.

Der Untersuchungsrichter und seine Substitutin hielten es nicht für notwendig, Franz Weber oder seinem Anwalt auf das obenerwähnte Schreiben je zu antworten. Was beweist, dass es dem kantonalen Untersuchungsrichter tatsächlich um eine Machtdemonstration ging, als er Franz Weber am 30. Juni gewaltsam aus seinem Haus holen liess. Ansonsten hätte er vor dem Polizeiüberfall zumindest telefoniert oder geschrieben, er sei nicht einverstanden mit dem Inhalt dieses Briefes.

Mit dem Polizeiüberfall auf Franz Weber riss sich der kantonale Untersuchungsrichter selbst die Maske vom Gesicht. Zur Inszenierung der Aktion schiebt er noch seine Untergebene vor. Vor der Presse tritt er danach selbst als unerschrockener Held auf.

Während er am Morgen dieses 30. Juni Franz Webers Anwalt einfach das Telefon einhängt, liefert er bereitwillig an die Presse Falschmeldungen.

«Die Festnahme war nach Darstellung des Untersuchungsrichters, Roland Châtelain, notwendig geworden, weil der Umweltschützer seit acht Monaten nicht auf Vorladungen zu Einvernahmen reagiert hatte.» So hiess es in der Meldung der Associated Press an alle Schweizer Zeitungen.

Dies ist, wie wir gesehen haben, falsch. Franz Weber stellte sich zweimal dem Richter. Die übrigen Vorladungen wurden durch das Ablehnungsgesuch hinfällig.

Der Westschweizer Zeitung «La Suisse» gegenüber meinte Richter Châtelain keck: «Das Gesetz gilt auch für Franz Weber.» Sicher, ja, aber gilt es auch für Roland Châtelain? Franz Weber wehrte sich nur mit Mitteln, die dem Buchstaben des Gesetzes vollauf entsprechen. Der Vorwurf ist eine geradezu groteske Verdrehung. Schliesslich muss Franz Weber ja seit Jahren gerade dafür kämpfen, dass die Diskriminierung der Waadtländer Behörden ihm gegenüber endlich ein Ende findet. Und die Justiz die Gesetze in gleichem Masse für ihn gelten lässt wie für jeden anderen ehrbaren Bürger auch. Ursula Spielmann

Weltwoche

Zunge raus

Ein Auszug aus dem Weltwoche-Editorial «Diese Woche» vom 2. Juli 1987:

«Die Nachricht von der vorübergehenden Festnahme Franz Webers durch die Kantonspolizei des Kantons Waadt am vergangenen Dienstag könnte eigentlich die «Weltwoche» mit Genugtuung erfüllen. Indessen triumphieren wir nicht, sind aber andererseits auch nicht überrascht: Während Franz Weber gegen vermeintliche «Gegner» den Gerichtsapparat beim kleinsten Anlass in Bewegung setzt, will er sich souverän Untersuchungs- und Justizbehörden entziehen. (...)

Schade, dass die «Wewo» im Falle Franz Weber ein x-tes Mal

Desinformation betrieben hat (siehe unsern Artikel über die Hintergründe des Überfalls auf FW) – statt sich, wie dies gute Wochenzeitschriften eigentlich zu tun pflegen, mittels seriöser Recherchen den wahren Tatbeständen anzunähern.

Der erste Satz des Wewo-Seitenhiebs auf Franz Weber soll Kantinegeflüster zufolge sogar Weltwoche-Redakteure geärgert haben. Wurde da doch der peinliche Eindruck vermittelt, die Zeitung agiere nicht hauptsächlich mit dem Kopf, sondern vorwiegend mit Bauch und Zunge. Den intellektuell verklärten Wewo-Schreibern soll sauer aufgestossen

sein, dass da einer anonym und im Namen der Redaktion seiner höchstpersönlichen Schadenfreude im Bauch mit einem verbalen «Ätsch»-Zunge-Rausstrecken Luft verschafft hatte.

Geburtstag

Die verflixte Sieben

«Der französische Dichter Jean Cocteau hat mal gesagt, er fühle sich wie ein Jüngling, der sich ins Alter verirrt habe. Und das ist tatsächlich bei mir auch so. Ich kann es gar nicht begreifen, denn ich bin noch genau gleich wendig und gleich sportlich und gleich dyna-

misch wie mit 30 oder 40. Ich sehe persönlich keinen Unterschied.»

Am 27. Juli ist Franz Weber sechzig geworden. Obiges Zitat stammt aus dem Interview der Schweizer Woche, «Sind Sie ein Narr, Franz Weber?». Am 2. August erschien in der Westschweizer Zeitung «La Suisse» eine kleine Geburtstagswürdigung in Kommentarform. «Am Montag, den 3. August 1987, wird er 60», stand da. Und Franz Weber ärgerte sich, obwohl ihn der Artikel ja noch eine Woche jünger machte, als er eigentlich zählt.

Der Hund steckte in den Sternen. Und in den Zahlen. Hatte der gleiche Redaktor doch, der FWs Wiegenfest auf den 3. August verschob, zehn Jahre zuvor seinen Fünfzigsten gewürdigt mit Gedanken über FWs «magisches»

PAUSE-CAFE

Auf-gelesen

LA SUISSE
LUNDI
13 JUILLET 1987

5

Eine markante Erscheinung

Man kann den besonderen Charakter eines Menschen nicht verstehen, ohne zunächst die allgemeinen Wesenszüge der Menschheit genau zu kennen. Dies ist eigentlich der Sinn der Charakterkunde, denn erfahrungsgemäss herrscht grösste Verwirrung, wenn es z.B. darum geht, die Sensibilität von der Emotion oder der Empfindung zu unterscheiden.

Jeder Exzess entsteht durch Unzulänglichkeit. Der passionierte Verfechter der Natur, der sein Leben ganz dem Naturschutz widmet, stammt aus einer Kultur, die in übertriebenem Masse auf die umweltzerstörerische Hab- und Profitgier ausgerichtet ist. Die Natur selbst erzeugt hervorragende – d.h. offensive – Geschöpfe, die sich dieser erschreckenden Toleranz einer Gesellschaft widersetzen, welche so lebensnotwendige Elemente wie Wasser, Luft und Erde verderben lässt.

Schliesst man bei der Beurteilung von Wesensunterschieden den allgemein heilsamen Exzess aus, der als Gegenreaktion auf die notorische Unterdrückung der Wahrheit entsteht, so belügt man die Öffentlichkeit. Wer die Natur gegen eine sie zerstörende Kultur verteidigt, ist angesichts der universellen Ordnung immer im Recht. Denn der Mensch besteht ganz und gar aus den Grundstoffen des Universums, in dem er lebt: Erde, Luft und Wasser sind für ihn lebensnotwendig.

Ehr gebührt den grossartigen Genies und Kampfgeistern, die die Verehrer des Goldenen Kalbs müdig zur Ordnung rufen und an die Naturgesetzmässigkeiten erinnern!

Das knochige und kantige Gesicht wird von den hervorstechenden Augenbrauenbögen, dem



Franz Webers Gesicht: aufmerksam und konzentriert

oberen Teil der Nase und dem Kinn beherrscht. Das Erstaunlichste daran ist die Augenpartie: sie drückt tiefe Traurigkeit aus – doch keine Resignation dank der kräftig gebauten Stirn, die von tiefen Falten durchzogen ist: Aufmerksamkeit und Konzentration sind darin zu erkennen.

Die spitzbogenartigen Augenbrauen vermitteln einen Eindruck von dem Leid, das erkannt und dank der ungewöhnlichen Fähigkeit, das Gesehene zu verinnerlichen, entsprechend aufgenommen wird. Es ist zweifellos die Gabe dieses Menschen, den Dingen auf den Grund zu gehen und die schmerzlichen Tatsachen mit seinem geistigen Auge zu erfassen, denn es ist ihm von Natur aus bestimmt, sich eher dem zu widmen,

was Leid verursacht als dem, was zur Euphorie führt.

In den Augen liegt sehr viel Tiefe, und allein schon diese Tatsache schliesst jede oberflächliche Wahrnehmung der Dinge aus. Die Nase ist wie der Mund fein und doch kräftig zugleich: beide spiegeln die Konzentration und Verinnerlichung der Kräfte wider. Das Gesicht ist alles andere als oberflächlich und das Gegenteil eines glatten Kindergesichts, das nichts zutiefst berührt.

Wir kommen nochmals auf die Augen zurück: es lohnt sich nämlich, diese eingehender zu betrachten, denn in ihnen spiegeln sich viele Wesenszüge, die dieses besondere Schicksal kennzeichnen. Bei näherer Betrachtung erkennt man, dass das Auge in der

Augenbrauenwölbung versteckt ist – was seine Ausdruckskraft verstärkt – während die Augenhöhle selbst recht eigenartig verläuft: sie ist nach oben und gegen die Mitte der Stirn hin sehr offen. Diese «Vertikalisierung» drückt eine in die Höhe gerichtete (gehende) Spannung aus, und die dazugehörige schräge Linie führt hin zur Idee, zum Ideal – zur höheren (edleren) Sache. Die Falten folgen dieser Bewegung, ausser denen, die bei der selbstverständlichen Beobachtung dessen entstehen, was sich unmittelbar gegenüber befindet.

Das «Gegenüber» genau betrachten, das Gesehene geistig erfassen, das somit Wahrgenommene vertiefen, um seine Ursache zu ergünden und schliesslich das Empfundene in tatkräftiges und passioniertes Handeln umsetzen – das ist typisch für diese starke Persönlichkeit.

Die in den Mundwinkeln zu erkennende Bitterkeit könnte sich dieses Kämpfers bemächtigen, der sich für das von ihm wahrgenommene und nachempfundene Leid einsetzt. Weder grob noch oberflächlich, weder unausgeglichen noch habsüchtig, weder kleinlich noch heuchlerisch, jedoch klug, durchdringend, verinnerlicht, lebhaft und sehr ästhetisch: dieses Gesicht steht im Dienste der Menschheit und vertritt eine edle Sache!

Maxence Brulard in «La Suisse» vom 13. Juli 1987

Geburtsdatum mit den drei Sieben (27.7.27).

Zur Schreckensvision aber wuchs sich Franz Weber der Gedanke aus, dass fortan alle Astrologen ihn auf den 3. August 1927 zurück «horoskopieren» würden. Ihm also einen ganz falschen Charakter unterjubeln täten. Bitter, bitter, hat er doch ein so famos feuriges Horoskop: Geboren am 27.7.27 um neun Uhr morgens in Basel, Aszendent auf 16 Grad Jungfrau in gradgenauer Konjunktion mit der Venus. Diese im Sextil zu einer Konjunktion von Pluto und Mond plus Merkur im Krebs. (Das ist die dichterische Phantasie). Dazu ein grosses Feuertrigon mit Sonne auf drei Grad Löwe, Jupiter/Uranus-Konjunktion im siebten Haus auf drei Grad Widder und Saturn im dritten Haus auf ein Grad Schütze. Voilà, da haben wir den Umwelt-«Zorro»!

Tierversuche

Sand in die Augen

Alle zwanzig Sekunden stirbt in unseren Versuchslabors ein Tier, zu Tode gefoltert vom Menschen. Doch die Schweizer Chemie verstand es, aus der Schreckensmeldung eine positive zu machen: «Weniger Tierversuche» frohlockte Ende Juni die Presse ganz im Sinne der Pillenproduzenten; 8,9 Prozent Tierleichen weniger als 1985, dem Jahr von Franz Webers Anti-Vivisektions-Initiative.

Schön, sind wir versucht zu rufen, zeitigt Franz Webers Initiati-

ve also doch Folgen, die in eine erfreuliche Richtung weisen. Doch Vorsicht, die Chemie streut uns Sand in die Augen (was weit «humaner» ist als die Chemikalien, die Kaninchenaugen zerschneiden).

Die «frohe Botschaft» kaschiert nämlich zwei Ungeheuerlichkeiten:

● Es geht offenbar über weite Strecken auch in der chemischen Medikamentenforschung ohne Tieropfer. Seit 1983 nämlich, zwei Jahre nach Inkrafttreten des Tierschutz-Gesetzes, haben die bewilligten Tierversuche um 27,3 Prozent, um über ein Viertel also, reduziert werden können! Stattdessen experimentiert man nun an Zellkulturen, Blutkonserven, Bakterienkulturen u.ä. Wieder einmal hat ein potenter, finanzstarker Wirtschaftszweig erst auf staatlichen und Volkes-Druck hin sich auf ethischere Verhaltensweisen besonnen. (Das Bleifrei-Benzin, die Katalysator-Autos lassen grüssen. Wieviel braucht's wohl noch bei der Atom- und Elektro-Lobby?)

● 8,8 Prozent weniger Nager (Mäuse, Ratten, Hamster, Meerschweinchen) werden laut Statistik gevierteilt, aufgeschlüsselt, mit Todesviren infiziert, Gratulation. Doch wer kümmert sich um das Wehklagen der «menschähnlicheren» Tiere, die nun vermehrt gefoltert werden: Affen plus 18 Prozent, Katzen plus 56 Prozent (!), Kaninchen plus 21 Prozent, Rindvieh plus 35 Prozent, Pferde plus 10 Prozent.

Die Statistik der Tierquälerei

1985 wurden in Schweizer Labors zu Tode gefoltert*:

| | |
|----------------------|---------|
| Mäuse | 806 792 |
| Ratten | 513 521 |
| Meerschweinchen | 33 449 |
| Fische | 29 712 |
| Kaninchen | 24 028 |
| Vögel | 14 316 |
| Reptilien, Amphibien | 3 315 |
| Hunde | 3 068 |
| Hamster | 1 139 |
| Katzen | 1 075 |
| Schafe und Ziegen | 965 |
| Rindvieh | 950 |
| Affen | 868 |
| Schweine | 671 |
| Pferde | 187 |

* Drei Viertel davon bei Ciba-Geigy, Hoffmann-La Roche und Sandoz in Basel.

Da die Krankheiten unserer kranken Gesellschaft immer diffiziler werden, versucht man ihnen

mit immer ausgeklügelten Medikamenten, die an immer höher entwickelteren Kreaturen «erforscht» werden müssen, Herr zu werden. Eines der Hauptforschungsgebiete: Psychopharmaka. Produziert man da die Tranquillizer für Menschen, die an unserem Umgang mit Natur und Tier irre werden?

Sonnenstrom

Bauernhof als Energiepionier

jd. Vor wenigen Wochen konnten Sonnenforscher eine eigentliche Weltpremiere feiern: in der Nähe des Gipfels des Schauinsland bei Freiburg/Breisgau wurde ein aus dem 17. Jahrhundert stammendes Bauernhaus, das seit 1986 als Wandergaststätte eingerichtet ist, mit einer neuartigen Solarstromanlage ausgerüstet. Der Rappenecker-Hof, früher für den Betrieb einer Sommerweide genutzt, liegt in etwa tausend Meter Höhe, etwa fünf Kilometer von der nächsten Stromversorgung entfernt. Ein Anschluss hätte nach Angaben der Spezialisten gegen 400 000 D-Mark gekostet. Die auf der Fotovoltaik beruhende Anlage kostete – Entwicklungskosten inbegriffen – nur etwa die Hälfte davon.

Der vollständig ins Dach integrierte Solargenerator – mit einer Fläche von ca. 40 Quadratmetern – besitzt eine Leistung von vier Kilowatt. Als sogenannter Puffer dient eine Batterie mit etwa 24 Kilowattstunden. Und zur Überbrückung längerer Schlechtwetterperioden kann ein Dieselaggregat mit 16 kVA eingesetzt werden.

Das absolut Neue liegt aber in der Tatsache, dass hier ein reines Wechselstromsystem installiert worden ist. Im Vergleich zu den bisherigen Gleich-Wechselstrom-Mischsystemen führt diese Anlage zu einer deutlichen Vereinfachung des Systemaufbaus und seiner Regelungstechnik: *das Ergebnis sind Steckdosen, die 220-V-Wechselstrom liefern.* Die Qualität und die Versorgungssicherheit dieser Solaranlage sind vergleichbar mit jenen des öffentlichen Netzes. Als Verbraucher werden alle üblichen Haushaltgeräte wie Kühlschrank, Tiefkühltruhe, Küchenmaschine, Handwerkermaschinen und Licht versorgt.

Das Kernstück dieser Stromversorgungsanlage ist zweifellos der im «Frauenhofer-Institut für Solare Energiesysteme» entwickelte Wechselrichter auf rein elektronischer Basis, welcher einen Eigen-

verbrauch in Höhe von nur sieben Watt aufweist und somit die Energiebilanz kaum beeinflusst. Höchst interessant ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass dieser eigens für derartige Anwendungen entwickelte Wechselrichter einen Wirkungsgrad von gegen 98% aufweist.

Die für den Rappenecker-Hof erstellte Solarstromanlage ist auf eine jährliche Energieproduktion von 3000 kWh ausgelegt. Dieser dem Projekt zugrundegelegte Energieverbrauch entspricht in etwa der Sonneneinstrahlung, wobei vorausgesetzt wird, dass die meisten Gäste in den Sommermonaten kommen. In der übrigen Zeit entsteht lediglich Bedarf für die fünfköpfige Pächterfamilie. Als Begleitmassnahme wurden überdies energiesparende Geräte installiert.

Ein Lichtblick also oder, besser gesagt, ein Sonnenblick in der immer noch derart von Grosstechnologie beherrschten Energielandschaft. Noch mehr: ein Beispiel, das an geeigneten Orten – es gibt deren unzählige – nachgeahmt werden könnte. Überdies bleibt die Fotovoltaik nicht stehen: nach vorsichtigen Schätzungen kann erwartet werden, dass solarelektrisch erzeugte Elektrizität im Laufe dieses Jahrzehnts auf einem stets grösseren Anwendungsgebiet konkurrenzfähig wird.

Giessbach

Sorgen haben kurze Beine

Es war einmal ein bernischer FDP-Grossrat, der sorgte sich sehr um das Grandhotel Giessbach. Er fürchtete gar bitterlich, mit der von der kantonalen Erziehungsdirektion wahrgenommenen Aufsicht über die Stiftung und den kaufmännisch einwandfreien Betrieb des Hotels Giessbach könnte es nicht zum besten bestellt sein. Also reichte er eine Interpellation ein.

Und bekam von Regierungsrätin Leni Robert ordentlich das Maul gestopft. Die Geschäftstätigkeit der Stiftung sei korrekt, es gehe alles mit rechten Dingen zu, liess sie den Grossrat Ende Juni vor versammeltem Plenum wissen.

Der besorgte bernische Grossrat heisst übrigens Erwin Bischof, ex-«Trumpf Buur»-Redaktor. Frau Robert warf ihm denn auch vor, in der Sache befangen zu sein – er sei schliesslich mit Franz Weber in ein Gerichtsverfahren verwickelt. Sprich der Ehrverletzung angeklagt. Manchmal haben weit-schweifige Sorgen ganz naheliegende Gründe...



VERMISCHTES

Das widerliche Geschäft mit der AIDS-Angst

titel der «Blick» am 6. August 1987. Und weiter: «Gewissenlose Geschäftsleute nutzen die Aids-Angst der Schweizer für ein Riesengeschäft: Eine Firma in Campione verkaufte Hygienetüchlein, die angeblich aktiv gegen Aids-Viren wirken. Das Bundesamt für Gesundheitswesen warnt vor diesem «Schutz», der gar keiner ist. In einem Werbebrief, der an viele Geschäfte verschickt worden ist,

preist die «Vadena SA» aus Campione (I) ihr «Clean-Aid»-Tüchlein an. Die Firma behauptet, dass sich zehn Prozent aller Aids-Infizierten auf fremden Toiletten, beim Coiffeur, beim Händeschütteln, Küssen oder über Speichel angesteckt haben.

Als Schutz gegen solche Ansteckungen empfiehlt die «Vadena» ihre Hygienetüchlein, von denen 40 Stück 20 Franken kosten. Das Bundesamt für Gesundheitswesen (BAG) und die Aids-Hilfe Schweiz verurteilen diese irreführenden Behauptungen im Werbeprospekt der «Vadena SA». Dr. Aline Janett vom BAG: «Was immer in dem Tüchlein ist, es kann

kein Schutz vor Aids sein, weil diese Infektionskrankheit nicht beim Coiffeur, Händeschütteln etc. übertragen werden kann.» Da das BAG keine Möglichkeit hat, juristisch gegen die Firma einzuschreiten, warnt es jetzt öffentlich vor solchen und ähnlichen Fehlinformationen.»

Soweit der Blick. Doch auch NZZ, «Basler Zeitung» und sämtliche anderen Schweizer Blätter warnten vor diesen «gewissenlosen Geschäftsleuten» («Blick»).

Der Mann, der mit der Aids-Angst Geschäfte macht, heisst Heinz R. Zweifel und

war der Mann, auf den die «Weltwoche» ihre Anti-Franz-Weber-Artikel abstützte – von dem sie ihre verleumderischen Informationen über den Umweltschützer bezog.

Heinz R. Zweifel war Anfang der achtziger Jahre Lieferant von Franz Weber gewesen. Als letzterer Zweifel's Geschäftspraktiken zunehmend suspekt erschienen, trennte er sich von Zweifel, worauf Zweifel Weber in mehreren Leserbriefen betrügerischer Geld-

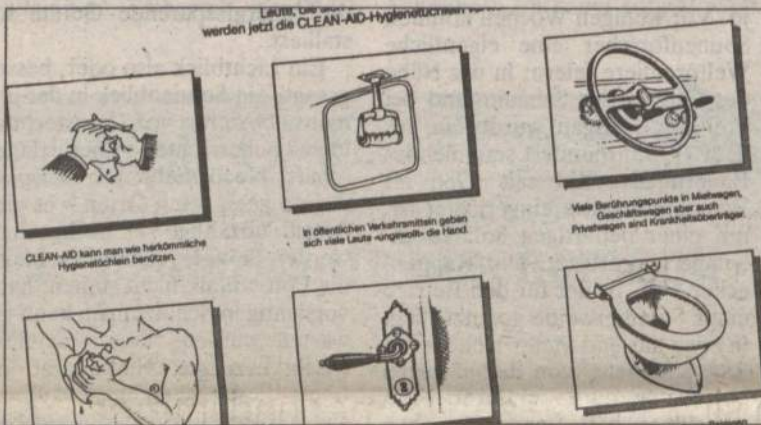
praktiken bezichtigte und schliesslich zum Hauptinformanten der «Weltwoche» avancierte.

Die «Schweizer Illustrierte» schickte Zweifel für seinen üblen «Aids-Coup» einen «Kaktus der Woche» ins Haus.



KAKTUS DER WOCHE

HEINZ R. ZWEIFEL, 53, Geschäftsführer der Werbefirma Valdena, schlägt aus der Aids-Angst skrupellos Kapital. Zahlreiche Schweizer erhielten jüngst einen Brief Zweifel's, worin der Ex-Partnerschützer Franz Weber zum Kauf eines angeblich gegen die Immunkrankheit wirksamen Hygiene-Tüchleins auffordert. Das «Clean-Aid»-Tuch soll die Benutzer dort vor einer Ansteckung schützen, wo sie gar nicht möglich ist: an «Haltegriffen im Tram, Türklinken oder auf WC-Brillen». «Aids ist eine schreckliche Krankheit», warnt der PR-Mann potentielle Kunden. In der Ferienzeit sei deshalb ein «Minimalvorrat von 40 Tüchlein sehr wichtig». Mit seinem Anti-Aids-Tuch kann Heinz Zweifel jetzt den SI-Kaktus auf Hochglanz trimmen.



BUCHTIPS

Wandern zur Bewusstseinsweiterung



«Wandern in Wehmut» könnte Jürg Frischknecht sein Buch «Wandert in der Schweiz, solange es sie noch gibt» auch betiteln. Seine 35 Routenvorschläge führen nämlich an die Schauplätze bevorstehender Landschaftsfrevls.

Wer Wandervogelidylle mit Heiler-Welt-Fata Morgana sucht, kaufe Frischknechts Buch lieber nicht. Auswahlkriterium für den engagierten Journalisten und Autor waren eben nicht möglichst hochkarätige Naturspektakel, sondern die Bedrohung durch einen Stausee, ein AKW, Autobahnbeton, Atommülllager und was des Landschaftsruins sonst noch ist.

Das Wandern ist des Müllers Lust – ist es da nicht fast ein wenig pervers, auf Routen zu locken, wo jeder Schritt mehr Trauer ins Herz und mehr Wehmut ins Auge zwingt?

Nein! Im Gegenteil. Frischknechts Wanderidee möchte man sogar gern zur staatsbürgerlichen Pflicht ausgerufen haben: Geht hin und seht! (Obwohl, zugegeben, Wanderermassen einer Landschaft auch ganz schön anantun können). Dennoch: Schaut euch mit eigenen Augen an, wo die Landschaftsfrevler wieder ih-

Ein Prophet der letzten Tage



ster Tragweite und wird als der «demütige Schreibknecht Gottes» bezeichnet. Seine Vorgänger waren u.a. Hildegard von Bingen, Jakob Böhme und Emmanuel Swedenborg. Das 1840 begonnene und heute gedruckt vorliegende Werk umfasst 25 Bände mit 10000 Druckseiten. Die wichtigste seiner Schriften ist das zehnbändige «Grosse Evangelium Johannes», eine fast tagebuchartige Schilderung der Lehrjahre Jesu durch Je-

ren staatlich gestützten Zerstörungswahn frönen können! Denn bei vielen Projekten ist noch nicht Hopfen und Malz verloren. Auch darauf geht Frischknecht in seinem Buch ein. Wer von solch einem Ausflug mit dem Willen zum Engagement nach Hause kommt, findet im Wanderführer prompt die Kontaktadresse für den Wi-

terstand. Wer bloss aus dem Autofenster auf die bedrohte «Grenchner Witi» oder auf die Alp Palü schielt, kann zu schnell wieder vergessen.

Jürg Frischknecht, «Wandert in der Schweiz solange es sie noch gibt – Ein Wanderbuch für 35 Lokaltermine», ein Taschenbuch aus dem Limmat-Verlag, Zürich.

Wieviel wertvollstes Wissen liegt da immer noch brach, das der Menschheit zum Segen gereichen könnte! Eine Umwandlung unserer Denkungsart und eine Vertiefung des Christentums sind unumgänglich, wenn wir überleben wollen. Führung und Heil von Organisationen zu erwarten, bringt nur Enttäuschung und Demütigung. Wer ein freier Mensch bleiben und seine Würde bewahren will, muss sich selber um die Wahrheit bemühen und damit seine geistige Mündigkeit unter Beweis stellen.

Hans Marti

Die Aufzeichnungen Lorbers sind von Dr. Rainer Uhlmann in seinem Buch «So sprach der Herr zu mir...» vortrefflich erläutert worden (Lorber-Verlag, PF 229, Preis DM 28.-, D-7120 Bietenheim).

Initiative «Rettet unsere Wälder!»

Ablauf der Sammelfrist: 6. November 1987!

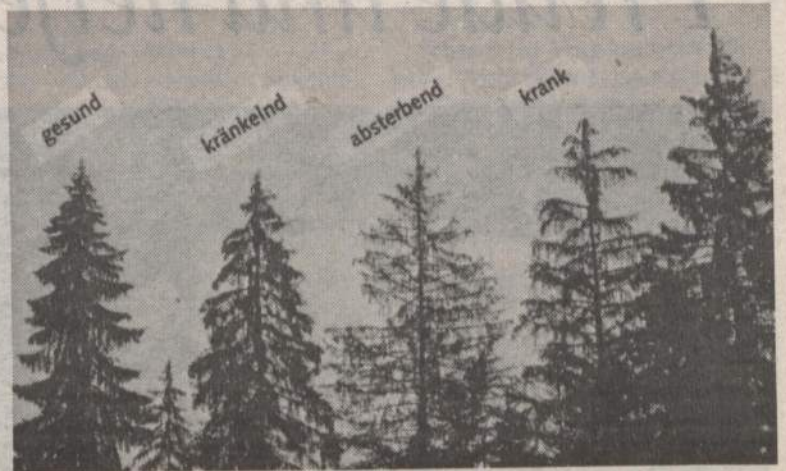


Photo: rdz

Liebe Landsleute, was ist los mit Euch?

2 In der Urschweiz, in Graubünden, im Wallis und im Tessin gibt es katastrophale Überschwemmungen, weil unsere sterbenden Schutzwälder das Wasser nicht mehr zurückhalten können. Und Ihr wollt nicht einmal eine Unterschrift auf ein Formular setzen! Hunderttausende von Listen sind im Umlauf. Immer und immer wieder habe ich Euch informiert, Euch aufgerufen, Euch gebeten! Was sind die Antworten, die man beim Unterschriftensammeln zu hören bekommt?

Das Problem sei ja schon längst geregelt.

Oder: Man wolle einmal nicht mit dem Solar-Auto ins Büro oder in die Fabrik fahren.

Oder: Es sei ja alles masslos übertrieben.

Oder auch: Für die Wälder sei es ja ohnehin zu spät.

Was braucht es eigentlich noch, um Euch aus Eurer Lethargie aufzurütteln?

Es fehlen noch 40 000 Unterschriften!

Schickt die grünen Listen zurück, auch wenn sie nur eine einzige Unterschrift tragen! (Fondation Franz Weber, Case postale, 1820 Montreux)

Tut es noch heute! Sonst kommt unsere Initiative nicht zustande! Denkt daran, dass uns noch die ungeheure Arbeit der Beglaubigung der Unterschriften bevorsteht.

- Ihr habt es in der Hand!

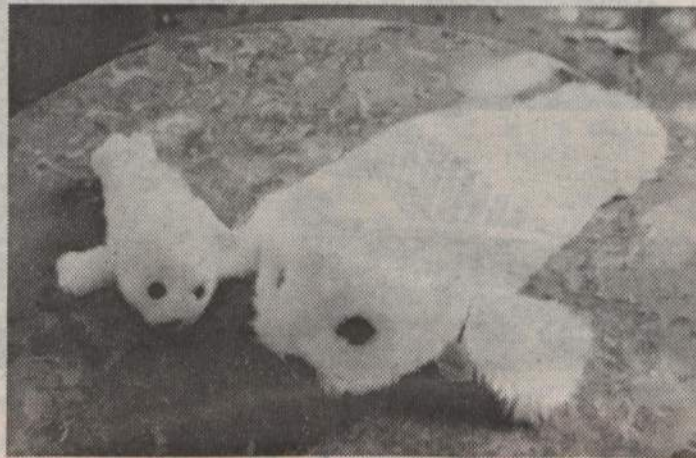
Euer Franz Weber



Unsere Geschenkartikel bereiten Freude und helfen unserem Werk



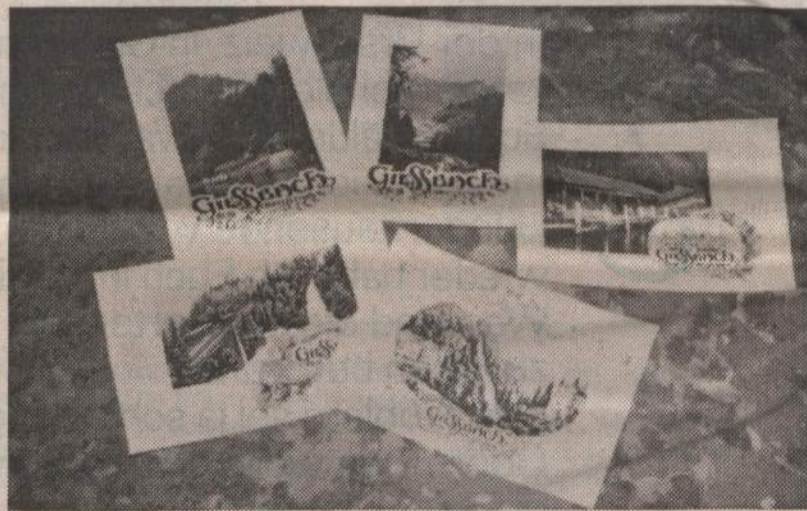
Glückwunschkärtchen mit den zarten Bildern von Judith Weber



Unser süsses weiches Robbenbaby - das Wappentier der Fondation Franz Weber



«Der weisse Elefant». Bezauberndes Kuscheltier



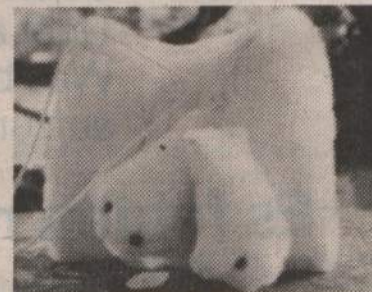
Luxuspostkarten, die zugleich Selbstkleber sind

Bestellung

- ___ Ex. Robbenbaby aus Plüsch, 42 cm
- ___ Ex. Luxus-Robbenbaby klein, 22 cm
- ___ Ex. Luxus-Robbenbaby aus Kunstnerz, 42 cm
- ___ Ex. Luxus-Robbenbaby aus Kunstnerz, lebensgross, 52 cm
- ___ Ex. «Der weisse Elefant», 52 cm (wunderschönes Plüschtier)
- ___ Ex. Muff aus Kunstnerz mit zwei entzückenden Mini-Robbenbabies
- ___ Ex. «Das gerettete Paradies», Buch von Franz Weber (287 Seiten, illustriert, 1986)
- ___ Ex. Serie von 4 Glückwunschkarten mit Umschlag
- ___ Ex. Serie von 5 Giessbach-Postkarten (Luxuskleber)

(Porto und Verpackung
inbegriffen)

Fr. 38.- Fr. _____
 Fr. 30.- Fr. _____
 Fr. 60.- Fr. _____
 Fr. 85.- Fr. _____
 Fr. 75.- Fr. _____
 Fr. 95.- Fr. _____
 Fr. 32.- Fr. _____
 Fr. 10.- Fr. _____
 Fr. 10.- Fr. _____
 Total Fr. _____



Unser exklusiver Muff. Das schönste Geschenk für kleine und grössere Mädchen



Der atemberaubende und hoffnungsvolle Bericht von der Rettung der Donau-Auen

Die Artikel mit Rechnung sind zu senden an:

Bestellcoupon bitte
zurücksenden an:
FONDATION FRANZ WEBER
Case postale
1820 MONTREUX

Datum und Unterschrift:

Villarepos:

Doch die Wurzeln bleiben...

Trotz Franz Webers verzweifelter Kampagne zu ihrer Rettung in letzter Minute und trotz den formellen Versprechungen des Kirchenratspräsidenten, sie zu verschonen, geschah am 6. Juli 1984 das Ungeheuerliche: Die altehrwürdige Kirche von Villarepos wurde dem Erdboden gleichgemacht. Seither lastet ein Fluch über dem Dorf.

Unter geradezu teuflischem Getöse und den fanatischen Hurrufen der Gemeindeglieder stürzte die alte Kirche von Villarepos, nachdem sie geplündert, mit Hammer und Bagger zertrümmert und gewaltsam zerstört worden war, endgültig zusammen und zerfiel in

Von Thérèse Mauris

Schutt und Staub. Es geschah trotz der starken, landesweiten Rettungskampagne von Franz Weber. Es geschah, obwohl soeben der Papst das weniger als 15 Kilometer entfernte Fribourg besucht hatte. Obwohl Bundesrat Alphons Egli auf Intervention von Franz Weber persönlich für die Kirche eingetreten war. Obwohl Institutionen und Persönlichkeiten aus Kultur- und Fachkreisen sich vehement gegen den Abbruch wehrten.

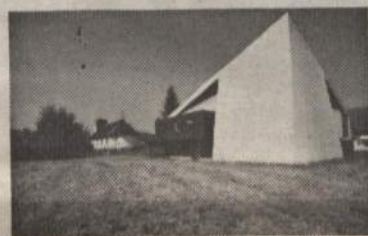
Unter totaler Verachtung ihrer einstigen Erbauer und ihrer 700jährigen Geschichte wurde die alte Kirche Saint-Etienne abgerissen. Sie war das Glaubenssymbol einer Dorfgemeinde gewesen, einer Gemeinde, die durch Familienzwiste und jahrhundertelange Hassbeziehungen bereits gespalten und mit dem schrecklichen Andenken an einen ihrer Pfarrer belastet war: Jener Pfarrer war vor der nämlichen Kirche, von der heute nichts mehr übrig ist, von seinen Gemeindegliedern gesteinigt worden.

Nachdem die Kirchen- und Bezirksbehörden den Fall Villarepos moralisch aufgegeben hatten, der Regierungsrat kapitulierte und die Denkmalpflege feige und untätig zusah, konnten sich die Kirchenschänder ungestraft an ihr schmutziges Zerstörungswerk machen. Als dann die Mauern endgültig einstürzten, regneten ihre Trümmer bis hinüber zum Kirchhof und beschädigten im Sturz die Gräber...

Doch auch wenn der Baum gefällt ist – seine Wurzeln bleiben. Denn der Ort ist heilig. Quellensucher, Wünschelrutengänger und Telluristen waren vor der Zerstörung gekommen und hatten alle im Chor des Gebäudes sehr starke



Ein ratloser Franz Weber vor der geköpften Kirche von Villarepos.



1984 musste sie dann diesem schmucken Neubau weichen.



Die herrlichen Fresken, die einmal ihr Inneres zierten, dämmern heute in einem Hangar nahe der Autobahn dahin.

Kräfte, Schwingungen und Strömungen festgestellt.

Kurz nach dem tragischen Ereignis kam es im Dorf zu mehreren dramatischen Begebenheiten.

Der Sohn einer der Kirchenräte, der bei der Zertrümmerung den Bagger gelenkt hatte, kommt mit demselben Fahrzeug von der Strasse ab und fällt in den Fluss Chandon. Die Maschine ist nicht mehr zu gebrauchen. Kurze Zeit später stürzt der fanatischste der Zerstörerequipe bei der Arbeit vom Gerüst: Er wird sein Leben lang ein Krüppel bleiben. Der Nachfolger des zur Zeit der Zerstörung amtierenden Kirchenratspräsidenten, der sich eifrig an der Zerstörung beteiligt hatte, stirbt kaum ein Jahr später an einer Herzattacke. Beim Ausheben seines Grabes stossen die Totengräber auf einen unge-

wöhnlichen Widerstand – genau dort, wo sich ehemalige Steinfundamente der früheren Kirche befanden...

Im Juli 1985 begibt sich der Gemeinderat nach Lourdes, um der Heiligen Jungfrau für ihren Beistand bei der Beseitigung zahlreicher Hindernisse zu danken, Hindernisse, welche die «Ungläubigen» (sprich die Protestanten und andere Waadtländer...) gegen den Abbruch der alten Kirche aufgerichtet hatten. Dass es «denen» zum Glück nicht gelungen war, den Abriss der Kirche zu verhindern, verdiente schon einen Dank an die Madonna.

Es ist kaum zu fassen. Und doch: Vielleicht hatte der eine oder andere auch Gewissensbisse, Trauer über die Wunden, die der «Krieg» in den Herzen der Betroffenen hinterlassen hat. Das Dorf ist heute gespalten denn je. Selbst der Musikverein wurde aufgelöst, weil seine Mitglieder, zerrissen von Hass und Zwist, massenweise austraten. Das einzige Dorfcafé musste geschlossen werden, denn es wurde von Befürwortern und Gegnern der Kirche besucht, was bald zu einer unerträglichen Atmosphäre führte, denn Streit, Spannungen und heftige Diskussionen blieben nicht aus, nachdem die Zerstörerequipe dort ironischerweise ihren «Sieg» gefeiert hatte...

Im März dieses Jahres stellte man fest, dass der Boden, auf dem der neue Beton-Kirchturm mit einer Uhr à la SBB gebaut worden war, stark eingesunken ist; an den Stützpfählern, die eigentlich fest im Boden verankert sind, bilden sich Sprünge. Es kommt sogar vor, dass die Glocken wegen mechanischer Pannen nicht mehr funktionieren. Doch wenn sie alle zusammen läuten, beginnt der Pfeiler, auf dem sich das Kreuz und der Hahn befinden, die man von der alten Kirche heruntergerissen hat, erheblich zu schwanken, so dass der Kirchenrat einen Ingenieur zu Hilfe rufen musste.

Schliesslich kam auf die Einladung der Gemeinde der Bischof von Freiburg am 19. Mai nach Villarepos. Er sollte die ständigen Streitereien zwischen den Einwohnern schlichten und den Frieden unter den Gemeindegliedern – von denen übrigens mehrere endgültig aus der Kirche ausgetreten sind – wiederherstellen. Der Bürgermeister selbst wünschte sich nur eines, dass ein Schlussstrich unter die Vergangenheit gezogen werde...

Schändliche Vergangenheit, fürwahr! Nicht einmal gegen eine hohe Entschädigungssumme (Helvetia Nostra bot 150000 Franken!) wollten sie die Kirche zur Rettung freigeben, doch aus ihren Trümmern versuchten sie Geld zu schlagen und wertvolle Stücke davon zu verschachern. So den grossartigen Querbalken mit der zur Anklage



Trümmer, die zum Himmel schreien... Doch nur die Hölle antwortet!

gewordenen Inschrift «Si tu veux de ton Dieu avoir miséricorde, fais que dedans ton cœur il n'y aye discorde» («Wenn Du von Gott Barmherzigkeit willst erlangen, achte darauf, dass Dein Herz nicht von Hader sei befangen»). Diesem von ihnen missachteten Spruch münzten sie zu Schandgeld um, verkauften Balken und Säulen aus dem XVI. Jahrhundert, obwohl diese unter Denkmalschutz stehen. Doch sie wurden ertappt, als sie das schmutzige Geld einsteckten. Diese wertvollen Zeugen der eigenen Vergangenheit von Villarepos sind nun gerettet, und damit hat der Spruch an symbolischer Bedeutung noch gewonnen.

Heute ist das Herz von Villarepos ein armseliger Friedhof, in eine neue Betonmauer eingekerkert. In eine Ecke steht ein kleiner, schäbiger, moderner Springbrunnen anstelle des herrlichen Weihwasserbeckens am einstigen Kirchenportal... Die Strasse wurde dort verbreitert, wo der frühere Kirchturm stand, über dessen Zerstörung der Dorflehrer sich freute, weil er Schatten in seinen Garten geworfen hatte...

Camus sagte: «Unsere Generation weiss, dass sie die Welt nicht ändern kann, doch hat sie eine noch grössere Aufgabe: sie muss verhindern, dass die Welt sich zugrunde richtet.» Steht Villarepos unter einem schlechten Stern? Den sonderbaren Zeichen nach zu urteilen, ist man versucht, dies zu glauben.

Hochzeit im Giessbach

Planen Sie für das kommende Jahr ein Familienfest, einen Firmenanlass, einen Kongress oder ein Seminar? Das Grandhotel Giessbach wird Sie mit Ehren, Freuden und mit Kompetenz empfangen.

Es gibt keinen schöneren Ort für Hochzeit, Taufe, Geburtstag, Familien- und Klassenzusammenkunft, für Symposien oder für ein intimes Fest zu zweit.

Im Giessbach sind Sie in einer anderen Welt, einer Welt, die es «nicht mehr gibt».



Aber Giessbach ist auch das Ferienhotel par excellence für Sie und Ihre Kinder. Unsere Ferienarrangements sind überaus kinderfreundlich. 1988 wird unser Angebot noch reichhaltiger, noch exklusiver sein.

Geöffnet vom 1. Mai bis 27. Oktober



Reservationen: Grandhotel Giessbach, CH-3855 Brienz,
Telefon 036/51 35 35, Telex 92 32 05